g.
4

Gall. g. 479.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ex donat. Molliana.

1161.

Gall. g. 479

Hotmann's und Pibrac's
zweier berühmten Augenzeugen wahrhafte und simple Erzählung der Französischen Bluthochzeit

Anton Balzer del. et sc.

Frankfurt und Leipzig.
1794.

Vorbericht.

Ersteres ist eine Uebersetzung des höchst selten gewordenen Buches: Historia tragica de furoribus gallicis, Auctore Ernesto Eremundo Frisio, 8. Lugduni Batav. 1619. Dieser Ernestus Eremundus war ein berühmter Rechtsgelehrter, Namens Hotmann, ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und unbescholtenen strengen Sitten. Als Professor der Rechtsgelehrheit zu Bourges wurde er

von seinen Schülern in der Bartholomäusnacht vom Tode gerettet; er war zwar Katholike, doch als Calvins Anhänger zu sehr bekannt. Er flüchtete nach Genf und von da nach Basel, wo er im 63sten Jahre starb.

Das zweyte ist eine Uebersetzung der gleichfalls höchst selten gewordenen Schrift: Ornatissimi cuiusdam viri de rebus gallicis ad Stanislaum Eluidium epistola et ad hanc de iisdem rebus gallicis Responsio. 4. s. l. 1573. Der Verfasser des Sendschreibens ist ein gewisser du Faur de Pibrac, Parlamentsadvocat zu Paris; ein Augenzeuge der Bluthochzeit.

Schreiben
des
du Faur de Pibrac
an
seinen Freund
über die
Pariser Bluthochzeit.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Schreiben eines berühmten Mannes an seinen Freund über einige wichtige Angelegenheiten von Frankreich.

Ich wundere mich nicht, daß die jüngst in Frankreich vorgefallenen Begebenheiten große Bewegungen, und so wie sie sich, mein bester Freund ausdrücken, ein gräßliches Geschrey in Deutschland hervorgebracht hatten. Die mancherley Beschaffenheit der Umstände, die Denkart und Anhänglichkeit der Partheyen macht es, daß man die Dinge nach verschiedenen Gesichtspunkten ansieht, und selbst unbefangene Leute werden oft durch dergleichen Gerüchte zu irrigen Meinungen verleitet.

In dieser Hinsicht ist es sehr behutsam vorzugehen, um nicht jenen verläumderischen Nachrichten Glauben beizumessen, welche zur Herabsetzung des Ruhms des allerchristlichsten Königs von Uebelgesinnten ausgestreuet werden. Zum Unglück giebt es immer nur zu viele, die aus Leichtsinn, ich will nicht sagen aus Hang zu üblen Nachreden, eher demjenigen beifallen, was der Ehre angesehener Personen zuwider läuft, als daß sie sich die Mühe gäben, die Sache mit reifer Ueberlegung zu untersuchen, und auf solche Art das Wahre vom Falschen zu unterscheiden.

Dieser Fall war es, wo im jüngst verflossenen Herbstmonate, durch die verläumderischen Gerüchte eines Schurken das Publikum getäuscht worden. Dies sind jene abscheulichen Nachrichten, wo der gütigste Monarch auf der gehäßigsten Seite vorgestellt wird, wo man sich die Unwißenheit der Lesenden zu Nutze macht, welche, wenn sie von der Sache genau unterrichtet wären, Personen, deren Charakter alle Ehrfurcht gebührt, Gerechtigkeit widerfahren ließen. Inzwischen ist der große König über alle dergleichen Spottreden weit erhaben. Er weiß es nur gar zu

wohl,

wohl, daß das Aufbrausen eines tollen Pöbels seinem wahren Ruhm nichts angehe, daß es bald wieder in sein Nichts zurück sinke, und den Nachkommenden, welche die Geschichte von der wahren Triebfeder der Regenten, die itzt verdeckt sind, zum Beispiel diene. Der König hatte sich seiner Mäßigkeit wohl zu bedienen gewußt, um die Schuldigen in der ersten Hitze der Gährung zur verdienten Strafe nicht zu ziehen. Ihnen Freund! ist mein Herz bekannt, sie waren Augenzeuge von meiner Rührung, bei den Thränen der Schuldigen in ihrer traurigen Situazion, der leiden als der gerechten Strafe ihrer Vergehungen; machen sie also den Schluß auf meine Empfindungen bei der äußerst betrübten Lage der gegenwärtigen Begebenheiten. Aufrichtig zu gestehen, das Elend einer der blühendsten Städte hatte ganz mein Erstaunen rege gemacht, ein kalter Schauer durchströmte mein Mark und Gebeine über den Greul desjenigen, was hier vorgieng, und blos das Zutrauen, gemäß der Würde, die ich bekleide, beruhigte mich in so weit, daß ich mich überzeugte, die Billigkeit der Sache erforderte es, daß man eben so und nicht anders zu Werke gieng.

Zu den kömmt noch dies wohl zu erwägen, daß alle die üblen Folgen, die daher entstunden, als die Räubereien und Plünderungen der Verunglückten, nichts weniger als mit dem Willen des leutseligsten Königs geschahen, sondern vielmehr durch die Bosheit eines erboßten Pöbels, der weder durch gütige Ermahnungen, noch Gewalt, sich vor Ausschweifungen hindanhalten ließ, ausgeübt wurden. Ja mein Bester, der wilde ergrimmte Haufen hörte keinen Zuruf der oberkeitlichen Personen, keine Drohungen der Polizei, er stieß die Wache zurück, achtete kein Ansehn der Staatsbedienten, und verschmähete sogar das Zureden unsers geliebtesten Herzog von Anjou; nichts war ihm heilig, nichts unversehrt. —

So und nicht anders ist es, mein einsichtsvoller Freund, der Sie es wohl wißen, und auch einem jeden Vernünftigen bekannt seyn muß, wie leicht in einer volkreichen Stadt eine Bewegung entstehen kann, wo der Zusammenfluß von verschiedenen Nazionen und Klassen der Menschen die Uibelgesinnten zu Unruhen stimmen, und dann zur Begehung aller Arten von Ausschweifungen verleiten könne.

ne. Kömmt es denn einmal zum Ausbruche, so reißen die wüthenden Schaaren gleich einem Strome alles mit sich fort, und treten nicht ohne den äußersten Bemühungen der Regierung in ihr voriges Gleiß, oder die vormalige bürgerliche Ordnung zurück.

Der Ruhm, und ich kann es frei behaupten, die Glorie der französischen Nazion ist allgemein bekannt. Keinem Volke war der Name des Königs heiliger, und keines liebte seinen Herrscher mit größerm Eifer und mit der Aufopferung aller zeitlichen Güter, als die Bewohner Galliens. Es schien, als wenn ein heiterer Blick des Monarchen den Staat gleich den sanften Sonnenstrahlen belebte, eine etwas düstere Miene schlägt alles darnieder. Alles ist da mit dem Oberhaupte auf das innigste verbunden, Sein Interesse ist das Interesse des Volks. So wie die übrigen Nazionen durch die Erziehung und dem weitern Unterricht zur Ehrfurcht für ihre Könige angeleitet werden, so können wir Franzosen uns dagegen rühmen, daß wir die Liebe für unsern Beherrscher bereits mit der Muttermilch einsaugen. Man braucht es uns weiter nicht erst zu sagen, euer König ist es,

der eure Glückseligkeit besorgt, dieser ist würdig von euch geliebt, geehrt zu werden.

Die Vorzeit ist voll der rühmlichsten Beispiele, wo unsere Nazion sich so sehr für seine Regenten ausgezeichnet hatte. Wem sind die Zeiten unbekannt, wo die Brittanier die schönsten Provinzen unsers Königreichs eingenommen hatten. Sie bestrebten sich, durch eine gelinde Regierung und leutselige Behandlung die Eingebohrnen für sich einzunehmen. Allein ihr Eifer war von keinem andern Erfolge, als daß man sie beständig für Feinde des Vaterlandes hielt. In dieser Lage blieben wir so lange, bis diese Eingedrungenen wieder aus dem unrechtmäßigen Besitze verdrängt wurden, zum Beweiße, daß wir von keinem Könige wußten, als an den uns Natur und Gewohnheit geknüpft hat.

Es sind also Verläumdungen übelgesinnter Schriftsteller, welche uns der Grausamkeiten, welche zufälligerweise bei den letzten Begebenheiten sich in gewiße Thatsachen einmengten, auf unsern Nazionalcharakter schließen, und uns für barbarische und blutdürstige Leute ansehen, da im Gegentheil wir noch immer wahre Abkömmlinge unserer großmüthigen und

leut-

leutseligen Vorfahren sind, die sichs zum Ruhme machen, ihren Fußstapfen nachzufolgen, und sich als einen ihrer würdigen Stamm zu bezeigen. Unter diesen Eigenschaften nehmen wir immer die vorzüglichste Rücksicht auf die Liebe des Königs. Die geringste Antastung seiner geheiligten Person ist ein Laster der beleidigten Majestät, und keine Strafe, sie möge noch so strenge seyn, kann diesem Verbrechen als angemessen angesehen werden. Anderwärts sind dergleichen abscheuliche Handlungen nicht ganz ungewöhnlich, bei uns dagegen kommen solche sehr selten vor, und sie erregen gleich wie der Anblick eines Ungeheuers, Abscheu und Entsetzen. Daher findet man in unsern Jahrbüchern so wenige Beispiele des Hochverraths, und wenn ja auch einstweilen dieser leidige Fall sich ereignet, so mildern meist die dabey vorkommenden Umstände die Abscheulichkeit des Verbrechens. Die Tugend des französischen Stammes war frey von diesem Makkel, einige Ausbrausungen der Nazion, die einstweiligen Folgen gewißer Zeitläufte in großen Staaten, wurden gleich darauf durch die thätigsten Beweise der Königsliebe und des edelsten Patriotismus wie-

der verbessert, und die Veranlasser des Uebels mit Verachtung angesehen.

Dies vorausgesetzt, will ich nun Ihnen mein Freund, den Verlauf der Sache, so wie er mir bekannt ist, erzählen; erwarten sie von mir keine zierliche Schreibart, freundschaftliche Briefe bedürfen dieses Schmuckes nicht, wo das Herz spricht, sind gewählte Redensarten überflüßig. Kurz! sie sollen von mir eine aufrichtige, und wahrhafte Erzählung erhalten. Nebst dem werden sie mir auch vergeben, daß ich in meinen Schreiben keinen Gebrauch von der Zierde der lateinischen Sprache, wovon sie ein so großer Liebhaber sind, mache, da ich gegenwärtig durch die Bekleidung der öffentlichen Aemter in eine ganz andere Sphäre mich versetzt sehe, so ist es meine Pflicht, mehr über die Staatsmaxime der alten Griechen und Römer Betrachtungen anzustellen, als die Schönheiten ihrer Sprache in Anwendung zu bringen. Aber itzt zur Hauptsache. —

Der Admiral Kaspar Coligni, den man als das Haupt der Verschwörung angiebt, besaß nebst dem Glanze seines edeln Stammes und der Würden, die er vom König Heinrich

erlangt

erlangt hatte, auch augenscheinliche Tugenden, oder vielmehr das Schattenbild dieser erhabenen Eigenschaften, nämlich einen ausgezeichneten Fleiß der Geschäfte, und eine Akkuratesse und Thätigkeit im Betrieb derselben. Er scheute keine Hindernisse und Gefahr, wenn es auf die schleunige Ausführung ankam, und seine Beharrlichkeit war außerordentlich zur Abwartung des rechten Zeitpunktes. Bequemlichkeit, häusliche Sorgen, Wollüste wurden aufgegeben, wenn dringende Fälle Emsigkeit in der Verrichtung erforderten.

Im Kriegswesen besaß er nicht mittelmäßige Kenntnisse, doch leuchtete ein militairisches Talent zum Unglücke für das Vaterland mehr in den bürgerlichen Kämpfen, als in der Bestreitung auswärtiger Feinde hervor. Ueberdieß verstand er mehr die Kunst, den Krieg zu seinem Vortheil in die Länge zu ziehen, als einen ordentlichen Operationsplan zu entwerfen.

Sein widriges Glück ertrug er mit der größten Gelassenheit. Es ist unglaublich, wenn man es erwägt, daß die härtesten Streiche des Unfalls ihn nie, wenigstens dem äusserlichen Ansehen nach darniederzuschlagen

schienen. Davon hab ich unter andern folgenden Beweiß. Da nämlich derselbe durch die Tapferkeit und Erfahrung des Herzogs von Anjou an den Gränzen von Poitu eine Hauptniederlage erlitten, seine Truppen gänzlich zerstreut wurden, und er selbst verwundet in der Flucht sein Heil suchen mußte, so ließ er sich durch sein Unglück so wenig zum Kleinmuth verleiten, daß er vielmehr den nämlichen Abend ein ruhiges Nachtmahl genoß, und Morgens früh einen Brief, der nachher aufgefangen und gegen ihn dargebracht ward, an die verbundenen Städte voll tröstlicher und beruhigender Ausdrücke schrieb, welche von der heiteren Stimmung seines Gemüths hinlänglich zeugten.

Diese guten Eigenschaften wurden von manchen seiner natürlichen Fehler, von welchen sein beinahe wilder und unbiegsamer Charakter die Grundlage auszumachen schien, verdunkelt. Niemanden zu vergeben, keiner Person Lob zu vertragen, alle Leute gering zu schätzen, seiner vertrautesten und ansehnlichsten Freunde Rath zu verachten, war seine gewöhnliche Sitte. Er glaubte Niemanden, sondern bezeigte sich stets mistrauisch, und

ließ

ließ dadurch manche Gelegenheit unbenutzt, die ihn zu seinem Zwecke leicht hätte bringen können. Die ihm zugefügten Beleidigungen behielt er immer in frischem Andenken, und verfolgte seine Feinde mit der äußersten Rache. Seiner Herrschsucht opferte er alles auf, um solche zu befriedigen, achtete er keine Gefahr und scheute keine Unbequemlichkeit. Er wollte ohne Unterlaß geehrt, geschätzt, gefürchtet und angebetet seyn. Seine Intriguen giengen dahin, neue Unruhen zu erregen, um in derselben eine wichtige Person zu spielen.

Die königliche Gewalt war ihm schlechterdings unerträglich. Niemanden zu gehorchen gewohnt, oder eigentlicher die Süßigkeiten des Herrschens vorkostend, wollte er nie untergeordnet bleiben. Er unterhielt in Friedenszeiten einen fast königlichen Staat; seine Leibwache, was bisher Niemanden gestattet ward, bestand aus den auserlesensten Leuten, die er aus verschiedenen Provinzen Frankreichs hervorzog, und die meist Edelleute aus vornehmen Häusern waren. Die Kosten zu dieser Garde bestritt er nicht aus seinem Eigenthum, sondern aus den reichen Beiträgen

seiner

seiner Religionsverwandten, deren Gemeinden zu diesem Zwecke beisteuerten. Es wäre überflüßig, einen weitläuftigen Abriß von diesem Manne zu liefern, da er ohnehin bekannt genug ist, und dasjenige, wovon ich eben erwähnt habe, zur Erklärung der folgenden Begebenheiten dienen mag.

Als er den 22 August durch Nachstellung verwundet wurde, nahm es der gütigste Monarch so übel auf, daß er die That gleichsam für ein Verbrechen der beleidigten Majestät ansahe. Er befahl, den fliehenden Thäter mit der möglichsten Eilfertigkeit zu verfolgen, und wegen seiner Zustandebringung alle Wachsamkeit anzuwenden; er verordnete scharfe Untersuchungen gegen alle diejenigen, gegen welche einiger Verdacht des Mitverständniß sich hervorthat, und endlich ergieng an die Obrigkeiten die Weisung, die Schuldigen mit einer angemessenen und zum abschreckenden Beispiele zunehmenden Strafe zu belegen.

Denselben Tag da Coligni an seiner Wunde krank zu Bette lag, erhielt er einen Besuch von der Königin Mutter in Begleitung der beiden königlichen Brüder. Sie begna-

begnadigten ihn mit ihrem tröstlichen und leutseligen Zuspruche, in dem sie ihn wegen des Vergangenen zu beruhigen sich bemühten, und ihn zugleich versicherten, durch die Strafe, die an seinen Feinden solle vollzogen werden, hinlängliche Genugthuung zu verschaffen. Endlich bot sie ihm selbst an, in dem königlichen Palaste seine Wohnung zu nehmen, und wenn er es für seine Sicherheit nothwendig fände, sich der Bewachung der königlichen Leibgarde zu bedienen. Kurz! die Prinzessin that alles, was nur immer zur Linderung des schmerzlichen Zustandes des Admirals, und Wiederherstellung seiner Ruhe beitragen konnte.

Diese herablassende Behandlung that bei ihm nicht die gewünschte Wirkung. Er und seine Anhänger unterließen nicht, die Guisen und das königliche Haus für ihre Feinde anzusehen, und darnach ihre Maaßregeln einzurichten. Es geschah ein großer Zulauf von Leuten seiner Parthey nach seinem Hause; man schrie laut über die Abscheulichkeit des versuchten Meuchelmords, und legte selbst bald den Guisen bald dem Könige, der königlichen Mutter und des Königs Brüdern den unglücklichen Fall zur Last. Ein Theil

von

von dieser Parthey war so verwegen, vor dem König selbst zu treten, und ihn mit Vorwürfen wegen des Angriffes des Coligni zu überhäufen. Er selbst stimmte in das Verfahren seiner Parthey ein, und bemühte sich, seine Behandlung auf der gehäßigsten Seite vorzustellen.

Diese verwickelte und weitschweifige Reden ließen sich aus den Augen und dem ganzen Anblicke leicht erklären, der nur gar zu wohl den Grimm- und Haß zu erkennen gab, welche die Quelle von allen gewesen. Allein der König und die vorerwähnten erhabenen Personen, die nichts von den übeln Gesinnungen gegen sie argwöhnten, oder vielmehr dieselbe nicht achteten, hielten diese unanständige Aufführung ihrer Ahndung nicht werth; sondern fuhren in ihren leutseligen und großmüthigen Handlungen fort, obgleich die Gegenparthey es nicht unterließ, ihre Langmuth gleichsam auf die Probe zu stellen, und ihrer Mildthätigkeit Troß zu bieten.

So stunden die Sachen, als man den folgenden Tag dem Könige anzeigte, in dem Kabinet des Admirals wäre eine geheime Berathschlagung gehalten worden, die auf nichts weni-

weniger abzwecke, als den König, die königliche Mutter, seine beiden Brüder und die vornehmsten Herrn des Landes, welche der Gegenparthey ergeben wären, zu ermorden, und die königliche Gewalt von dem Valesischen Hause auf einen andern Stamm zu übertragen.

Der König erstaunte über diese Nachricht, und da er überzeugt war, daß sein Bestreben dahin ginge, die Nation durch Liebe zu gewinnen, so konnte er es nicht glauben, daß man etwas unternähme, welches einen so unversöhnlichen Haß gegen ihn zu erkennen gäbe. Indeß war nichts gewißer, als diese Anzeige; sie rührte von einem der Mitverschwornen her, welcher dem König die ganze Sache entdeckte, und bezeugte, daß er blos aus Furcht mit in die Verschwörung wäre verwikkelt worden, um einstweilen der Lebensgefahr, die ihm von den mächtigen Verbundenen bedrohet ward, zu entgehen. Daher sey er nie der Verschwörung im Ernste sondern blos zum Scheine beygetreten, um von dem ganzen Plane dieses abscheulichen Unternehmens Wissenschaft einzuziehen, und dann alles aufrichtig zu offenbaren. Er hatte von dem Könige und dem königlichen Hause jederzeit ausnehmende

Wohlthaten genossen, die ihn verpflichteten, sich in allen Fällen dankbar zu beweisen, wenn er ja auch so unempfindlich seyn solle, die Milde und Gütigkeit seines Königs als ein Unterthan zu verkennen. Er bitte aber den König, den Verschworuen als Männern, die sich vormals um das Vaterland auf mancherley Weise verdient gemacht hatten, und itzt blos von ihren Leidenschaften verblendet, zur Verletzung ihrer Verbindlichkeiten sich verleiten ließen, zu verzeihen, dadurch ihn als den Angeber von den Vorwürfen seines Gewißens zu befreien, und vielmehr durch Anwendung thätiger Hülfsmittel das Vornehmen der Verschwornen zu vereiteln.

Hierauf eröffnete er, daß es beschloßen worden, den König, die königliche Mutter und seine zween Brüder bey der nächsten Abendmalzeit zu ermorden, sodann einen Aufruhr zu erregen, und während des Tumultes die übrigen vornehmen Herrn von der Gegenparthey gleichfalls niederzumachen. Nachdem der König alles vernommen, hieß er den Angeber gutes Muthes seyn, und erkundigte sich genau nach den besondern Umständen der Verschwörung, der Namen der Verbundenen, und die Art, nach welcher das Komplot aus

geführ

geführt werden solle. Von diesen allen unterrichtete der Angeber den König sehr genau, und er fand bei ihm um so mehr Glauben, als es ihm wohl bekannt war, daß er jederzeit ein Vertrauter des Coligni gewesen, von allen seinen Geheimnißen wußte, und ihm sonach jede Unternehmung der Verschwornen unverheelt seyn müßte. Kurz darauf erschienen andere zwei Angeber einer nach den andern aus derselben Verschwörung vor dem Könige, um gleichfalls die Sache zu entdecken. Einer wußte von dem andern nichts, daß er aus gleicher Absicht gekommen wäre; sie wurden abgesondert verhört, und ihre Aussagen stimmten genau ein über den Ort der Verschwörung und die Stunde der Ausführung des schwarzen Unternehmens.

Da also der König von der Wahrheit der Sache vollkommen überzeugt wurde, so berief er seinen geheimen Staatsrath zusammen, um mit den drey Angebern ein scharfes Verhör vorzunehmen, dies geschahe, und die Aussage war so wie vorher gleichlautend und überzeugend. Die königlichen Räthe erstaunten über das schreckliche Unternehmen der Verschwornen, da aber keine Zeit war zu verweilen, so setzten sie sich in die Verfassung, die

drohende Gefahr durch schleunige Vorkehrungen zu hintertreiben. Die Angesehensten und Erfahrensten erachteten, man müßte einem gefährlichen und verzweiflungsvollen Uebel gleichfalls die äußersten Mittel entgegen stellen; man sollte sogleich die Schuldigen greifen, und da ihr Verbrechen klar am Tage läge, ihnen ohne weitern Anstand den Prozeß machen.

Dieser Schluß schien dem Könige und der königlichen Familie zu strenge. Er glaubte, daß es mit seinem großmüthigen und menschenfreundlichen Charakter nicht bestehen könnte, wenn er es zuließe, daß man gegen diejenigen, die sich gleich wegen ihrer Verwegenheit aller Schonung unwürdig gemacht hätten, nach der Schärfe der Gesetze verführe. Sie sollten also gefänglich eingezogen, und einer vorläufigen Untersuchung übergeben werden. Die königlichen Räthe widerriethen dem Könige seine zu weitgetriebene Mildthätigkeit und stellten ihm vor, daß es nothwendig wäre, den Prozeß schleunig und strenge vorzunehmen, da es mit Leuten zu thun gäbe, deren Verbrechen einleuchtend bewiesen, und die, wenn man schonte, sie nicht unterlassen würden, als

toll-

tollkühne und boshafte weitere Empörungen an-zufachen.

Allein der König beharrte noch immer bei seinen vormaligen Gesinnungen. Was würden die Ausländer dazu sagen, sprach er, wenn sie sähen, daß man die Verschwornen so strenge behandle? Sie würden glauben, man hätte in der vorgeblichen Verschwörung einen Vorwand gefunden, um alle und längst vergessene Beleidigungen mit einem Schwunge wieder zu ahnden. Er war von der zartesten Jugend an in den Grundsätzen erzogen worden, Niemanden unvertheidigt zu verurtheilen und hinrichten zu lassen. Die Religion gebiete ihm, auf die Ehre, das Vermögen und Leben seiner Unterthanen väterliche Rücksicht zu nehmen. — O König! (ließ sich einer von den alten Staatsräthen vernehmen) Deine Güte und die Zärtlichkeit des Gewißens sind hier ganz am unrechten Orte angebracht. Bedenke, ich bitte Dich, daß die Barmherzigkeit, die Du an den Verschwornen verschwendest, eben Deinen guten und getreuen Unterthanen, die Du doch vor jenen zu schätzen verbunden bist, zum größten Nachtheile gereiche. Bedenke! sage ich, daß die Schuldigon in ihrer Bosheit bereits so sehr verhärtet sind,

daß jede Schonung sie nur zu neuen Verbrechen aufforderere, und die Gnade, die man ihnen angedeihen läßt, verwegener und trotziger macht. Die üblen Wirkungen Deiner Milde und Leutseligkeit, die wiederholten bürgerlichen Kriege, Mordthaten, Raubereien und Verwüstungen des Vaterlands werden Dir zur Last gerechnet, Deiner Nachgiebigkeit, Deiner Schwäche zugeschrieben werden. Sey also nicht grausam gegen Deine getreuen guten Unterthanen, wenn Du Aufrührer begnadigst, und setze uns nicht dem Verderben aus, um diese zu schonen, und an ihnen Dein Mitleiden zu beweisen. Ziehe Dein Gewissen, auf das Du dich berufst, besser zu Rathe, es wird Dir einsprechen, daß es Deine Pflicht ist, vielmehr den Staat durch zweckmäßige Vorkehrungen von dem allgemeinen Uebel schleunig und entschlossen zu retten, als durch die Schonung verruchter und keiner Besserung versprechender Leute einen eitlen Ruhm von Großmuth zu erwerben. Fasse dich also gerechter König! erhalte Dich selbst, schütze uns, schütze Dein Volk gegen die Feinde der allgemeinen Sicherheit und Freiheit.

Der König durch diese Reden gerührt, blieb einige Zeit unentschlossen, und in ein tiefes

Nachdenken versenkt, brachte er kein Wort vor; dann gleichsam vom Schlafe erwachend, sprach er: „so sey es denn in Gottes Namen nach euerm Rathschluße; — verrichtet eure Pflichten nach der Vorschrift göttlicher und menschlicher Gesetze. Ich rufe Gott den Allmächtigen zum Beistand an, er wolle alles den besten Ausgang gewinnen lassen.“

Hierauf wählte er einige aus der Versammlung aus, die er die Fähigsten zur Besorgung des Geschäfts zu seyn glaubte, und befahl ihnen, blos gegen diejenigen gerichtlich zu verfahren, die von den Angebern als Verschworne benamt oder beschrieben waren; die übrigen sollten schlechterdings verschont bleiben. Vorzüglich hätten sie darauf zu sehen, damit alles, ohne der geringsten Unordnung oder Erregung einigen Tumults des Volks geschähe, und damit nicht die Unschuldigen mit den Schuldigen gleicher Gefahr ausgesetzt würden.

Schon wollten die Verordneten zur Vollziehung des Auftrages aus dem Rathe sich begeben, als sie der König wiederholt zurück berief, ihnen nochmals die vorhergehenden Verhaltungsbefehle einschärfte, und sie zu einer gerechten und gewissenhaften Behandlung ver-

wieß, welches er dann auch dem ganzen Rathe auf das nachdrücklichste empfahl.

So geschahe dann der schreckliche Schlag, zur gerechten Strafe der Schuldigen bestimmt, die St. Bartholomäusnacht war es, wo diese Begebenheit vor sich gieng, welche ganz Europa in Erstaunen brachte. So wie es bei dergleichen Vorfällen gewöhnlich einzutreffen pflegt, daß nämlich die Dinge nichts weniger als gemäß der vorgeschriebenen Ordnung ihren Gang nehmen, so war es auch hier ganz natürlich der Fall.

Sobald das Volk erfuhr, daß die Strafe diejenigen angienge, die sich gegen das Leben des geliebtesten Königs verschworen hatten, machte es nach Sitte die Sache des Königs und des Königreichs zu seinem eigenen Interesse, und ließ sich sehr geneigt finden in dem Tumulte die größten Ausschweifungen zu begehen.

Zu diesen stieß sogleich der Religionshaß beiderley Partheien, der aufgebrachte Pöbel glaubte, daß alle Protestanten ohne Ausnahme Anhänger des Coligni wären, und sich verschworen hätten, zur Ermordung des Königs der königlichen Mutter, seiner zweien Brüder und der vornehmen Herren von der Gegenparthei Hülfe zu leisten. Er mengte sich also

mit

mit Gewalt in die ausübende Pflicht der die Verbrechen rächenden Gerechtigkeit, und fiel in der ersten Wuth alle gegenseitige Religionsverwandten, die ihm aufstießen, an.

Dieses Uebel verbreitete sich geschwind über einige Städte in Frankreich, wo dergleichen Ausschweifungen ohne Wissen des Königs, ja sogar wider sein ausdrückliches Verbot vorgiengen. Allein mein Freund! dies ist es eben, wovon ich gleich anfangs meines Briefes Erwähnung gethan, was der Natur eines in Bewegung gebrachten Schwarms so sehr angemessen ist, daß er nämlich in seiner Evolution alles danieder wirft, an allen seine Grausamkeit ausläßt; umsonst spricht man in dergleichen Umständen von Mäßigung, die wüthenden Leidenschaften reißen alles mit sich fort. Es giebt kein Land in der Welt, wo nicht die Bürger gegen einander einen alten Groll, Feindseligkeiten, Zwietracht und Mißgunst unterhielten, wenn nun durch was immer für einen Zufall ein Tumult von Erheblichkeit entsteht, so unterlassen nicht boshafte Leute die Gelegenheit zu Befriedigung ihrer Rachsucht zu benüzen, und ihre Mitbürger zu plündern und zu ermorden. Von diesen unglücklicher Zeiten haben wir häufige Bei-

spiele in den letztern bürgerlichen Kriegen in Frankreich, wo keine Rechte des Siegers gegen die Ueberwundenen beobachtet wo der Schuldige mit dem Unschuldigen zugleich gemißhandelt und gemordet wurde. Daher geschahe es, daß da einige den beleidigten Landesfürsten zu rächen glaubten, die andern dagegen ihre Privatrache verübten, oder sich der Raubsucht überließen. Indeß wird nichts weniger als die königliche Anordnung befolgt, welches alles dann dem König zum empfindlichsten Schmerzen gereichen muß, als dem in seinem Leben nichts Betrübteres wiederfahren konnte, als diejenigen unterliegen zu sehen, die er vor allen geschützt zu werden wünschte.

In der That Seine allerchristlichste Majestät König Karl und seine Minister thaten alles, was nur immer bei ihnen stand, die Vollziehung eines so wichtigen Unternehmens nach der Art, wie es seine Natur erforderte, einzuleiten.

Kaum brach die erste Morgenstunde, so wir die siebende nennen, an, als durch ein Edikt öffentlich bekannt wurde, sogleich von allen weitern Morden abzulassen; es wurde angeordnet, jeden entdeckten Mitverschwornen blos gefangen zu nehmen, sich aber nicht an seinem Leben zu vergreifen, endlich wurden die

Trup-

Truppen zusammen gezogen, in die Plätze und Gassen der Stadt vertheilt, selbst mit einem Theil derselben die Stadt umrungen, und die schärfsten Befehle ertheilt, den unruhigen Pöbel auseinander zu treiben, und von weiteren Ausschweifungen abzuhalten.

Den dritten Tag kam der König in die Rathsversammlung, und ließ dort das Urtheil, welches die Strafe gegen die Aufrührer verhengte, ausstellen; er selbst war hier bei allen gegenwärtig, und drang auf die gesetzmäßige Vollziehung. Der Herold muste täglich ausrufen, daß es der ernstliche Wille des Königs sey, gegen alle, die in fernerer Empörung und Morden betreten würden, mit der strengsten Strafe zu verfahren, die nämlichen Patente wurden auch in die Städte und Provinzen geschickt, und den Obrigkeiten ward zugleich die Weisung gegeben, über die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu wachen. Der König erklärte sich für den Beschützer der neuen Religionsverwandten, und ließ es kund machen, daß jeder, der einen von diesen Leuten umbringen würde, die That mit seinem Leben zu büßen hätte.

Nach der Bestätigung des Edikts wurde angeordnet, gegen die Aufrührer Untersuchungen

gen

gen anzustellen, und sie scharf zu verhören. Nun was konnte wohl mein Bester, in diesen verwirrten Umständen zuträglichers veranstaltet werden? — Jeder Einsichtsvoller und des Ganzen der Sache Kundige muß es aufrichtig gestehen, daß man hier in jedem Betracht die schicklichsten Mittel angewendet habe.

Allein so alles, was man in den Geschichten von Großmuth und Gütigkeit verzeichnet findet, zu übersteigen scheint, ist gewiß die Gnade des Königs gegen die Familie der getödteten Verschwornen, nach welchen derselbe ihnen das Vermögen und Güter zustellen ließ, die sonst nach den Gesetzen der königlichen Kammer zugefallen wären.

Diese königliche Gnade betraf nicht einzig das Erbtheil der Kinder uud Blutsfreunde der Verschwornen, sondern sie erstreckte sich sogar über den Rang und Ehrenstellen, also daß, welcher von diesen Nachkömmlingen als ein guter Bürger und geschickter Mann erkannt würde, derselbe den Weg vor sich fände, sein Glück zu machen. Kein Vorwurf des väterlichen Verbrechens der beleidigten Majestät findet künftig statt, alles ist vergessen,

sen, alles durch die Strafe der Schuldigen getilgt.

Aus der Menge der Ermordeten ward Coligni der einzige als das Haupt der Verschwornen von dieser Begnadigung ausgenommen. Es wurde verordnet, gegen sie nach den Gesetzen des Königreichs zu verfahren. Gegen die übrigen seines Anhanges gerichtliche Untersuchungen vorzunehmen, wolle der König nicht gestatten, er fand seine Genugthuung darinn, daß er ihnen seine Vergebung angedeihen, und für seine künftige Sicherheit angemessene Maßregeln vornehmen ließ.

In der Dämpfung der Empörung und dem Schutze der Verfolgten bewieß sich die königliche Mutter ihren erhabenen Eigenschaften nach ungemein weise und leutselig. Niemand war an diesem betrübten Tage wegen der Sicherheit der Unschuldigen sorgfältiger als diese gütige Prinzessin, ihre Empfindsamkeit wurde der härtesten Prüfung ausgesetzt, da sie sahe, daß sie umsonst durch den bürgerlichen Krieg den Frieden erzielt zu sehen gehofft hatte, und daß ein einziger Tag alle ihre Wünsche für das allgemeine Heil der Nation vereitelte.

Und des Königs Bruder, der Herzog von Anjou, wie rühmlich verwandt er sich nicht

für das Wohl der Bürger? Wie thätig war er in der Hülfleistung der Nothleidenden? Alle seine Bemühungen waren volle Beweise seines menschenfreundlichen, großmüthigen, klugen und rechtschaffenen Charakters. Seinen Einsichten haben wir es zu verdanken, daß Gallien durch einen zweifachen Bürgerkrieg beängstigt, so wenig als nur immer bei dergleichen Umständen möglich gewesen, gelitten. Er war es, dessen Bestrebungen die einzigen waren, den Frieden wieder herzustellen, und das Königreich in seinen vormaligen Wohlstand zu versetzen. Den Friedensverträgen unterwarf er sich mit der grösten Bereitwilligkeit, und legte an den Tag, daß er zugleich ein großer Heerführer, Staatsmann und Freund der Einigkeit sey.

Wenn ich von den lobenswürdigen Eigenschaften des zweiten königlichen Bruders, des Herzogs von Alencon, und dem patriotischen Verfahren unserer Minister nicht besonders erwähne, so geschieht es blos deswegen, um die Weitläuftigkeit in meinem Briefe zu vermeiden. Indeß ist es bekannt genug, daß alle diese erhabene Personen ihre Kräfte zur Bewürkung des allgemeinen Besten angewandt haben.

Durch

Durch ihre Veranstaltungen wurden die Paläste und Häuser der Reichen sowohl als Unvermögenden zu Schutzörtern der Verfolgten und Heilsuchenden, hier fanden sie nicht nur allein Wohnung und Sicherheit, sondern sie genossen auch alle Rechte der Gastfreundschaft. Gutgesinnte und rechtschaffene katholische Bürger rechneten sichs zur Menschenliebe, Schutzsuchende Protestanten liebreich aufzunehmen und zu bewirthen. Es giebt keinen unter diesen letztern, der da in der Wuth des Aufruhrs etwan (und dies Glück traf ziemlich viele) in einem oder dem andern katholischen Familienhaupte nicht seinen Retter, seinen Vater verdankte.

Die Protestanten verhehlten auch nicht diese gütige Behandlung, die ihnen von ihren Mitbürgern der herrschenden Religion wiederfuhr. Sie gestanden öffentlich mit vieler Rührung die liebreiche Aufnahme in den Häusern der Städte, und die Beherbergung in den Gebäudern an den Landstraßen und Marktflecken, ein schönes Beispiel des Mitleidens für Leidende, wo man die Verschiedenheit der Religionsmeinungen einstweilen zu vergessen scheint, um das menschliche Elend zu lindern, und das Vergnügen zu haben, den Verfolgten unter

seinen Schutz aufzunehmen. Auch dieß stellt die französische Nation in ihrem wahren Lichte dar, denn da sie von dem ersten Taumel des Aufruhrs (der noch überdies meist den gemeinen Haufen befiel) erwachte, so nahm sie wieder sogleich ihre eigenthümliche Sitte an, und bemühte sich, das Vergangene durch patriotische Handlungen wieder zu verbessern.

Daß dies was ich schreibe, in der That so vorgegangen, davon bin ich theils selbst Augenzeuge, theils habe ich es von Leuten vernommen, die von allen die beste Wissenschaft hatten. Einige davon fanden sich bei dergleichen Vorfällen selbst zugegen, die andern erfuhren es von ihren Freunden, die ihnen getreue Berichte einschickten; alle sind weit von jeder Partheilichkeit entfernt, und ich bin Bürge für die Wahrheit ihrer Beschreibungen, auf welche man sich sicher verlassen kann.

Wenn ja einst der Rath eines von den Weisen des alten Griechenlands zu befolgen ist, daß man nämlich nie leichtgläubig sey, sondern alles bevor genau prüfen müste, so hat die Warnung niemals einen größern Werth, als eben in unsern verdorbenen Zeiten gehabt, wo man vorzüglich darauf bedacht ist, das Publikum mit falschen Gerüchten zu täuschen.

Man

Man misbraucht zu diesem Ende das Ansehn der sonst über allen Verdacht erhabenen Quellen, und giebt dadurch den irrigen Behauptungen einen Schein der Wahrheit.

Bei dieser Gelegenheit nehme ich mir die Freiheit, jene Personen zum Vorwurfe meiner Klagen zu nehmen, welche, da sie an den Höfen der Regenten in allen Arten der Weichlichkeiten, der Wollüste, des Luxus und Sittenverderbnißes ihr Leben zubringen, sich daraus ein Hauptgeschäfte machen, ehrliche Leute, auf die sie mit Verachtung herabsehen, ihrer Verläumdungssucht aufzuopfern. Diese Art von Leuten nenne ich meiner Gewohnheit nach die Gerüchteträger, weil sie aus dem öffentlichen Rufe Mährchen nach ihrer Einbildungskraft zusammen weben, und für wahre Begebenheiten an Mann bringen, die Pasquillen bekannt machen, ehrenräuberische Sagen verbreiten, und was Schaam und Ehrbarkeit verdeckt zu bleiben gebieten, aufdecken, und in einer ärgerlichen Blöße darstellen.

Diese besitzen wahrlich kein Gefühl des Wahren und Ehrbaren, denn ihr Bestreben besteht einzig darinn, daß sie mit dem Stahl des witzigen Scherzes die Ehre rechtschaffener Leute verwunden, sie in lustigen Gesellschaften

dem Gelächter blosstellen, ihre Herren mit Erzählung der Liebesabentheuer der Hofdamen unterhalten, oft sogar die geheimen Vergehungen der Könige und der königlichen Familie unter mancherley verläumderischer Erdichtungen vorbringen, oder um sich vor den Amorhenden ein Ansehn zu geben in die Ohren lispeln.

Dergleichen Leute leichtfertiger Charakter verdiente freilich blos verachtet zu werden, wenn es nicht den Regenten und der Nation zum größten Nachtheil gereichte, indem dadurch ihre Angelegenheiten auf die gehässigste Art geschildert, und das gute Einverständniß der souverainen Mächte mit oft nachfolgenden Länderverwüstungen zernichtet würde.

Meines Erachtens sollten sich alle gute Bürger vereinigen, um dergleichen giftige Gerüchte gleich bei ihrer Entstehung zu ersticken, und die Bösgesinnten, welche die Neugier der Unvorsichtigen zur Verbreitung ihrer Schmähungen benutzen, mit Verachtung ansehen. Was mich betrift, so sehe ich es von selbst ein, wie weit sich die Rechte des Landesfürsten gegen die Seinigen erstrecken, ich weiß es auch, daß jeder wahre Patriot mit mir gleiches Sinnes seyn wird; allein demohnge-

ohngeachtet erhalten doch die Sachen durch mancherlei Nachrichten eine ungleiche Wendung, und man muß behutsam seyn, um sich nicht irre führen zu lassen. Das ist der Grund, der mich bewogen, die Begebenheit unpartheiisch zu beschreiben, und dadurch nicht sowohl das Ansehn der königlichen Majestät herzustellen, als vielmehr die beleidigte Tugend des besten Regenten gegen seine Feinde zu rächen.

Niemand, glaube ich, wird die Unverschämtheit so weit treiben, daß er läugnen sollte, eine Verschwörung wäre hier nie bestanden: von der Thatsache der drey Angeber läßt sich ein gleiches behaupten, viele von den Verschwornen schrien während ihrer Niedermachung, daß sie nicht ohne ihr Verschulden litten, und daß an ihnen itzt eben dasselbe ausgeübt würde, was sie den andern vorbereitet hätten.

Diejenigen, die nach dem Blutbade als Mitverschworne gefänglich eingebracht wurden, gestanden ihr Verbrechen fast auf die nämliche Art, als es ehedem die Angeber angezeigt hatten. Alles was sowohl diese Angeber vorbrachten, als auch was die Gefangenen aussagten, wurde vom Gerichte genau aufgenommen, gegen einander gehalten, und ein-

einregistrirt. Wenn nun also die Verschwörung nicht durch diese Anzeigen der Angeber, diese Aussagen der Schuldigen und das Ansehn des Gerichts bewiesen, sondern blos durch Muthmaßungen und Verdacht angebracht worden wäre, so fände es wenig Glaubwürdigkeit. Allein auch die Thatsachen selbst bestätigen das Verbrechen der Verschwornen.

Ganz Frankreich weiß es, und den Ausländern ist es nicht unbekannt, daß dem Könige ernstlich bei der Stadt Meaux im Geheim nachgestellt worden, und man ihn balddarauf öffentlich angegriffen. War er selbst nicht in erwähnter Stadt eine geraume Zeit eingeschlossen? Was kann man mehr verlangen, um die Verschwornen für schuldig zu erklären? — Ist etwa diese Verwegenheit nicht genug erwiesen, womit diese Rotte während eines Zeitraums von 13 Jahren theils durch geheime Nachstellungen, theils durch offenbare Angriffe sich alles erlaubte, was ihr eine ungezähmte Herrschsucht und der grausamste Verfolgungsgeist nur immer eingab? Die Gewohnheit durch Aufreibung alles was im Wege stand, auf die Seite zu räumen, machte die Verschwornen von Tag zu Tag kühner, und Colignis Verwundung brachte sie vollends zur Raserey.

Nun

Nun mein Freund! gestehen Sie aufrichtig, ob Leuten von diesem Gelichter zu trauen, oder eine Hofnung ihrer Besserung vorhanden sey? sie sind in ihren lasterhaften Gewohnheiten veraltet, die verwegensten Häupter der Faktion fanden sich am Hofe, und warteten auf Gelegenheit, ihre schwarzen Entwürfe auszuführen. Dagegen befand sich der König unvorbereitet zu dergleichen Anfällen, unbewehrt, und mit der Veranstaltung der Lustbarkeiten zu dem bevorstehenden Feste ganz beschäftigt.

Unter diesen Umständen glaubten die Verschwornen die Belohnungen für ihr Verbrechen einzuerndten, sie schmeichelten sich mit der Hofnung, durch den Tod des Königs und seiner Brüder zu einer Oberherrschaft zu gelangen, oder wenigstens dieselbe an ein Haus, von dem sie alles erwarten konnten, zu übertragen. Wenn ihnen ihr Vornehmen gelungen wäre, würde es sehr leicht gewesen seyn, nach vorläufiger Ermordung der Großen des Landes, die ihnen im Wege stunden, das Volk zu unterjochen. Sie wusten es wohl, daß sie von Seiten der auswärtigen Mächte nichts zu befürchten hätten, denn die mit uns alliirten und freundschaftlichen Höfe sind theils sehr

 weit

weit entfernt, theils durch den Türkenkrieg gehindert, theils auch mit ihren eigenen Angelegenheiten so sehr beschäftigt, daß sie dem bedrängten Vaterlande kaum beistehen könnten. Die Deutschen und Engländer hofften sie durch Scheingründe, wie es öfters geschehen war, zum Beifall ihrer Unternehmungen zu bewegen.

Zu allen diesen wurden sie durch die Reize der schmeichelhaftesten Erwartungen angetrieben. Sie, die so oft in Verschwörungen sich eingelassen, so oft Empörungen angerichtet, und immer ihrer verdienten Strafe entgangen waren, denen einzigen die Nachstellungen nach den Leben der höchsten und verehrungswürdigsten Personen, die sonst unvermeidlich den Thätern zum Verderben gereichen, nicht zum Verbrechen gerechnet wurden, machten sich ihre Verwegenheit zum Ruhm, und schritten in ihrer Ruchlosigkeit ungestört fort.

Dieses also vorausgesetzt, kann man sicher behaupten, daß, wenn auch die Verschwörung nicht angegeben, bekannt, bewiesen, und durch die Aussagen der Verhörten bestätigt worden wäre; die eben erwähnten Thatsachen schon

an

an sich einleuchtend die Wahrheit der Sache darstellen.

Allein gegen die Unverurtheilten sollte kein weiterer Prozeß verhängt werden. Dies war die Meinung des Königs, seiner Mutter und der königlichen Brüder; allein der auf Sicherheit sich gründende Spruch der Räthe und der Großen des Landes gewann die Oberhand; dieser Spruch stützte sich darauf, man müßte die Verschwornen der Untersuchung nicht entziehen, um das Land nicht einer neuen Gefahr auszusetzen. Wir haben die Beispiele der alten Römer vor uns, sagten diese Räthe zum Könige, Lentulus, Cethegus und Gabienus sollen auf das Andringen der Bürgermeister niedergemacht werden, ohne die Förmlichkeit des Prozesses vorher zu beobachten. Ist es aber dem Könige nicht gestattet in einem monarchischen Reiche dasjenige vorzunehmen, was die römischen Bürgermeister in einer freien Republik angeordnet hatten? Allein wo das Recht klar und einleuchtend ist, da ist es nicht nothwendig, sich mit Anführung der Beispiele aufzuhalten. Wenn wir aber blos das römische Recht, das bei ihnen mein Freund, ein so großes Gewicht hat, zu Rathe ziehen, so belehrt es uns, daß in denjenigen Fällen, die

eine schleunige Entscheidung erforderten, und worunter vorzüglich die Verschwörungen und Empörungen gehörten; die gewöhnlich vorgeschriebene Ordnung des gerichtlichen Verfahrens nicht angewendet worden. In dergleichen Umständen erforderte es nämlich das allgemeine Beste und die Wohlfahrt der Landeseinwohner, womit die Häupter der Faktionen und Beförderer des Aufruhrs zum abschrekkenden Beispiele und zur Hindanhaltung der Verbreitung des Uebels, ohne Verweilen zu ihrer gebührenden Strafe gezogen wurden. Aus dieser Rücksicht ward es auch in der römischen Republik den mindern obrigkeitlichen Kollegien, von deren Spruch man sonst an die höhern Stellen zu appelliren pflegte, gestattet, gegen Verschworne und Aufrührer summarisch zu verfahren, und nach Beilegung der Sachen den Bericht an die obern Stellen einzuschicken.

Was für Recht gebührt also nicht dem Landesfürsten zu seiner eigenen und seines Hauses Sicherheit, dann zur Abwendung der allgemeinen Gefahr des Staates, gegen die Häupter der Aufrührer? — Vielleicht ist es manchem anstößig, daß so viele niedergemacht worden. Erstlich ward nicht der tausende Theil

von denienigen, die man angab, und worüber man ein so großes Geschrei erhub, getödtet, und dann sind dieienigen, die man nicht für schuldig erkannte, ohne Wissen des Königs ja mit seinem Widerwillen gegen das ausdrücklichen Verbot, und nicht ohne seine schmerzlichste Empfindung und Bedaurung diese Grausamkeit zu rächen, gemordet. Was aber die angebliche große Zahl der gefallenen Verschwornen betrifft, da bitte ich sie zu bedenken, daß hier nicht die Menge dieser Ruchlosen, als vielmehr die Abscheulichkeit ihres Verbrechens in Anschlag genommen werden mußte.

Diese Strenge verletzt gar nicht die Rechte des Menschen und Bürgers, denn man liest in der römischen Geschichte, daß die der Auflehnung beschuldigten Legionen zur Hinrichtung des zehnten Mannes, ja oft zur gänzlichen Aufreibung verurtheilt worden waren. Moses selbst, der doch wegen seiner Frömmigkeit allgemein bekannt ist, rechnete sichs vor Gott zu keiner Sünde, viele tausende der Empörer aus der Gemeinde zu vertilgen. Aus allen diesen ist sonach zu schließen, daß der Vorgang gegen die Verschwornen nicht nur rechtmäßig gewesen, sondern auch, daß der König außer allen Vorwurf sich befinde, und vielmehr we-

gen seiner Klugheit und Einsicht gerühmt zu werden verdiene.

Ich wende mich jeßt zu derjenigen Klasse von Leuten, welche theils aus Leichtsinn, theils aus vorsetzlichen Bosheit, von einem, ich weiß es selbst nicht, welchem Hasse und Verstellung des Königs gegen den Admiral vorschwatzen, und daraus die Folge der Handlungen ziehen wollen. Ich behaupte vor allen, daß wenn einmal die Verschwörung erwiesen ist, die Frage über den Privathaß schlechterdings nicht statt finden könne, der Vorwurf des königlichen Hasses gegen den Coligni macht seine Verschwörung weder ärger noch geringer, denn es steht mit demselben nicht in der geringsten Verbindung, der Haß des Königs konnte ihn nie zu einen Verschwornen gemacht haben, und um so weniger war diese Leidenschaft vermögend aus dem rechtschaffenen Admiral einen Bösewicht zu bilden. Im Gegentheil hat man Beweise von der Zuneigung des Königs für diesen Mann, welcher sich derselben so unwürdig machte, und der Grosmuth seines Souveräns Troß und Verwegenheit entgegen stellte. Wie ist es auch möglich, daß der König dieses Haupt der Empörung ehedem hassen konnte, da er durch

das vorhergehende Friedensedikt die neuen Religionsverwandten als wahre Bürger anzusehen befahl, diese Leute, zu deren Schutzherrn sich der verschmitzte und gefährliche Coligni aufwarf.

Der zweite Vorwurf, den man dem König macht, nämlich der Verstellung, ist noch ungeräumter. Wer nur einige Menschenkenntniße hat, wird es mir einräumen, daß die Kunst der Verstellung bei einem jungen Prinzen gar nicht zu Hause ist. Es setzt voraus Selbstüberwindung, die feinste Arglist, Erfahrung, und einen häufigen Umgang mit Menschen von mancherley Charaktern. Alle diese Eigenschaften sind unserm jungen König nicht den Namen nach bekannt. Greise von bewährter Schlauigkeit müsten auf ihrer Huth seyn, um nicht auf dieser schlüpfrigen Bahn zu glitschen, und ein unerfahrner Jüngling solle da sicher fortschreiten können? Gewiß man fordert von ihm Handlungen, die selbst einen Ulysses verlegen machen würden.

Und wenn ja auch das jugendliche Alter einer solchen arglistigen Verstellung fähig wäre, so müste nebstdem derselbe in einer ununterbrochenen Reihe von überdachten Ränken und Listen geübt werden. Allein der König ist

von

von Natur offenherzig, frey und aufrichtig, großmüthig und von aller Rachsucht entfernt. Sein Verhalten ist immer das nämliche, das heißt, mit Sanftmuth und Gelindigkeit begleitet, welche kein Jachzorn und Aufbrausen zu verändern im Stande ist. Er hat nicht einmal eine Anlage zur Verstellung, denn sein Temperament giebt ihm ein offenes unverhehltes Wesen, das ganz in seiner natürlichen Lage erscheint. Er spricht so wie er denkt, und handelt ohne Heucheley. Der Sachen Unkundige oder boshafte Leute sollten daher aufhören einem unverstellten Prinzen Arglist und Betrug zuzumuthen, und Laster, die seinem Herzen geradezu widersprechen, anzudichten.

Das Bekenntniß des Königs, so er bei Gelegenheit des Spruches über die Verschwornen öffentlich ablegte, und das in die Gerichtsakten eingetragen worden, bewieß wiederholt, wie wenig ihn der Vorwurf eines Hasses und der Verstellung gegen die Gegenparthey treffen kann. Denn wenn die Verschwörung allgemein offenbar gewesen, so wäre es ja ganz widersinnig, eine Schonung für die Anhänger derselben vorzuschlagen. Auf diese Weise hätte der König gerade gegen seine geheimen Absichten und Grundsätze gehandelt, weil er

izt

izt dasjenige durch seine Ungeschicklichkeit plötzlich darnieder geworfen, was kurz vorher seine Verschlagenheit vorbereitet hätte. Was wäre für eine Ursache vorhanden gewesen, die durch die Wache öffentlich geschehene Niedermachung der Schuldigen bekannt zu machen, welche bei einer Verstellung des Königs weit schicklicher in geheim hätte geschehen können?

Wenn also der König wirklich nach einer arglistigen Verstellung verfahren wollen, so hätte er erstlich gegen diejenigen, die er haßte, durch seine Vertrauten das Volk aufbringen, und zu der bevorstehenden Meuterey vorbereiten müßen, dann wäre es nothwendig gewesen, der Leibwache ebenfalls ingeheim Befehle zuzufertigen, die zur Niedermachung bestimmten bey der Nacht plötzlich anzufallen, den Pöbel zum gleichmäßigen Anfalle zu bewegen, und so in Verbindung mit demselben alles über die Klinge springen zu lassen, und sich dann wegen der begangenen Grausamkeit und Ausschweifungen mit der dazwischen gekommenen allgemeinen Unordnung und Verwirrung der Dinge, die bei diesen Vorfall schlechterdings nicht zu vermeiden gewesen, zu entschuldigen.

Diese

Diese Art der Vollziehung des Urtheils hätte ganz dem vorgeblichen Charakter des Königs entsprochen. Die Vorhergehenden Verwüstungen der Rebellen hatten alle rechtschaffene Leute gegen dieselben und vorzüglich gegen den Colignt aufgebracht. Man wünschte nichts so sehr, als die Unruhigen aus dem Wege geräumt zu sehen, und auf diese Art des süßen Friedens und der Sicherheit zu genießen. In dieser Lage der Sachen brauchte der König, wenn er in der That gegen die Verschwornen einen geheimen Groll gehegt, und der Verstellung sich bedienen wollen, nichts anders zu thun, als seine Gesinnungen seinen vertrauten Getreuen zu eröffnen, und ihnen die geheime Ermordung der Verschwornen aufzutragen. Nichts wäre ihnen willkommner gewesen als den Willen ihres Souverains zu erfüllen. Sie hätten sich bei dem Vollzuge des Auftrages geschickter und zum Zwecke dienlicher Mittel bedient, und die gegen die Aufrührer immer friedlich gestimmte Nation hätte zur Erleichterung der Vollziehung alles beigetragen.

Allein wie wäre da nicht die Gegenparthey gegen den König, der sich verstellt, und alle seine geheimen Anordnungen geläugnet hätte,

mit

mit Vorwürfen aufgetreten, gegen diesen König, dessen freimüthiges Bekenntniß man sich erlaubt, verdächtig zn machen, und dem man nicht glaubt, wenn er selbst die Thatsachen eingesteht? — Muß da nicht seine Großmuth, seine Schonung, sein freies offenes Wesen über die Beschuldigungen seiner Feinde triumphiren?

Die Dunkelheit der Nacht hätte alles verdeckt, und der Verdacht hätte ganz andere Personen als den König treffen können, wenn er mehr dem Triebe der Rachsucht und Verschlagenheit, als dem Zurufe seines Gewissens gefolgt wäre. Was wäre dies also für eine Arglist gewesen, dasjenige zu offenbaren, was man verdeckt zu halten sich vorgenommen? Muß man also nicht eingestehen, daß diejenigen, die in gegenwärtiger Situation den König einer Rachsucht und arglistigen Verstellung gegen die Verschwornen beschuldigen, eben dadurch ihre eigene Dumheit oder vielmehr Bosheit zu erkennen geben?

Da man hier aber niemals den Vorwurf des Hasses zu einen so wichtigen Gegenstand gemacht hat, so gestehe ich es sehr gern, daß der König und alle gute Bürger die gröste Ursache von der Welt haben, den Verschwornen wegen der

vielen

vielen Uebel, die sie bisher gestiftet, gehässig zu werden. Sollte man wohl nicht jene Leute verabscheuen, und verfolgt zu werden wünschen, die nun schon zum viertenmale das Königreich angegriffen, und demselben den Umsturz gedrohet? Sie sind es, die zu dreymalen in ihrem Vaterlande zu Verräthern geworden; die durch den bürgerlichen Krieg den auswärtigen Feinden den Eingang in Frankreich eröffnet, den König gegen die Nation, die Nation gegen den König, und Bürger gegen Bürger aufgewiegelt, die Provinzen mit Feuer und Schwert verheert, die Kirchen und Gotteshäuser entweihet, die Geistlichkeit gemishandelt, selbst die Grabmäler erbrochen, und die darinn ruhenden Leiber der Könige und Prinzen herausgeworfen, und den Hunden zum zerreißen gegeben, endlich unter der Verletzung aller göttlichen und menschlichen Rechte alle Verbrechen, welche die schrecklichsten Strafen abzubüßen kaum vermögend waren, ausgeübt.

So wie die Verschwornen das Königreich innerlich verwüsteten, so bemühten sie sich auch, die auswärtigen Staaten zu Feindseligkeiten gegen uns zu verleiten. Den alliirten Höfen schilderten sie den König als einen Verletzer

der Bündniße, und bestrebten sich, den Bruch zu bewirken, den übrigen Souverainen von Europa machten sie Frankreichs Betragen auf jeden Fall verdächtig, verriethen den König, und hofften in dem allgemeinen Landeselende zur Erreichung ihrer Absichten um so eher zu gelangen. Alles dieses versuchten sie zu drey verschiedenen malen durch Erregung des Aufruhrs zu Stande zu bringen.

Coligni, wie genau beobachtete er wohl den Friedensvertrag? Wir wissen es, wie er die fremden Staaten mit schmeichelhaften Erwartungen unterhielt, mit den Widersprüchen der geschlossenen Verträge täuschte, und überhaupt Frankreichs Betragen ihrem Systeme als höchst nachtheilig darstellte. Was könnte man hier von den dermaligen Verwüstungen in Frankreich sagen? Vom Aufgebote der Truppen zu Pferde und zu Fuß, die jeden dritten Monat zu ihm stießen? von seinen (des Coligni) Ausschreibungen, Steuereinnahmen, und seinem eigenen Fiskale? Was bedeutete das versuchte spanische Bündniß? nichts anders als in den Kriegsunruhen die herrschsüchtigen Absichten immer weiter zu treiben.

Allein wozu dient es, das Vergangene wieder zurückzurufen. Es sind Wunden, an denen Frankreich noch itzt krank darnieder liegt, und die man eher vergessen, als durch das Andenken den Schmerz erneuern müßte. Was mich belangt, so bin ich wenigstens sehr geneigt, diese Gründe unserer Vertheidigung in die möglichste Kürze zusammen zu ziehen, als durch eine ausführliche Vorstellung ein trauriges Schauspiel den guten und empfindsamen Bürgern vor Augen zu stellen. Wollte Gott! diese Zeiten blieben in einer ewigen Vergessenheit vergraben, oder vielmehr, sie hätten sich nie in unserm Vaterlande ereignet. Die Geschichte sollte unsere unglückliche Epoche nicht erwehnen, und die öffentlichen Urkunden davon keine Meldung thun. Möchten doch unsere sowohl als auswärtige itzlebende Schriftsteller diese der Menschheit zur Schande gereichende Handlungen der Ueberlieferung den Nachkommenden entreißen, und dadurch die üblen Beyspiele des Sittenverderbnißes und der öffentlichen Aergerniß vernichten.

Inzwischen müßen wir die Weisheit, Güte und Leutseligkeit Seiner Majestät des allerchristlichsten Königs bewundern, der dem Admiral Coligni, von dem er sich so oft auf das

empfind-

empfindlichste beleidigt fand, der ihm so viel bekanntes und unbekanntes Uebel zufügte, nicht nur allein bis zu der entdeckten Verschwörung alle Treue, Glauben und Sicherheit wiederfahren ließ, sondern auch um seine Versöhnung zu gewinnen, ihn als den besten Freund mit Geschenken und Gnadenbezeugungen überhäufte, auch seinen Wohlthaten und Freigebigkeiten eher kein Ende machte, als bis er die gezückten Schwerter der Verschwornen gegen sich gerichtet, und beinahe über seinem Haupte schwebend wahrnahm.

Gott allein verhängte es nach seinen unerforschlichen Rathschlusse gerade in den für Frankreich zuträglichsten Umständen, daß die Bosheit des Coligni durch seine auffallendsten Handlungen zum Besten des ganzen Königreichs offenbar ward. Gott sage ich, ließ es als seine gerechte Strafe zu, daß er die Verschwörung anspønn, und sich dadurch auf gleiche Weise den Untergang, dem Vaterlande dagegen Heil und Wohlstand zuzog. Dies geschah in dem Zeitpunkte, wo das Königreich durch die vorhergehenden Kriege und innerlichen Unruhen fast gänzlich zerrüttet, sich nach der Herstellung des Friedens und der Ruhe äußerst sehnte, und die Einführung der

guten Ordnung und Festsetzung der Gerichte und Landesämter wünschte.

Der Erfolg entsprach der Erwartung. Wir sehen wieder das obrigkeitliche Ansehn gegründet, die Treue, Gerechtigkeit, Gottesfurcht und Menschlichkeit in ihre Rechte eingesetzt, die Feindseligkeiten getilgt, die Bevölkerung blühen, die Künste und Wissenschaften sich vervollkommnern, die Gewerbe, den Fleiß und die Handlung aufleben, den Ackerbau zunehmen, und überhaupt das ganze Königreich in allen Zweigen seiner Aufnahme und des Wohlstandes sich emporheben, und seiner Glückseligkeit sich nähern. Daher sollten alle diejenigen, denen dieser Brief durch ihre gütige Mittheilung mein Bester, zukömmt, das uns Franzosen durch die göttliche Vorsehung verliehene Glück nicht beneiden, sondern im Gegentheil seine Fürsorge für die Staaten unsers Welttheiles preisen, und die Handlungen unsers Königs als eines Werkzeuges des höchsten Wesens nicht verläumden. Die falschen Gerüchte der Uebelgesinnten sollten bei ihnen keinen Eindruck machen, um einen König für grausam und tyrannisch zu halten, der durch sein liebreiches und gütiges Benehmen die Herzen seiner Unterthanen gewonnen, und den

neuen

neuen Religionsverwandten vorzügliche Beweise seines erhabenen Charakters an den Tag gelegt. Der mildthätigste König, der von seinen ungehorsamen Bürgern so oft darniedergeschlagen, der von ihnen belagert worden, angegriffen ward, und alle mögliche Schmähungen gelitten, überwand sich selbst, indem er alle diese schrecklichen Beleidigungen vergaß. Er that noch mehr, er ließ nicht nur allein den Aufrührern eine allgemeine Verzeihung ihrer Verbrechen angedeihen, sondern versetzte sie überdies in ihre vormals bekleideten Ehrenämter, der sie sich durch ihre so unwürdige Aufführung von selbst verlustig gemacht hatten; dadurch erhob sich der großmüthige König weit über die größten Männer des alten Griechenlandes und Roms, deren Thaten noch itzt Erstaunen und Bewundern hervorbringen. Ja er ist über dieselben gewiß erhaben, und seine Wohlthaten machen ihn dem gütigsten Wesen ganz ähnlich, das die Gaben der Natur den Bösen sowohl als den Guten in gleich reichem Maße zufließen läßt.

Alle diese jetzt beschriebenen königlichen Tugenden, die sonst in den Jahrbüchern mit goldenen Buchstaben vergezeichnet, und von den Dichtern in den erhabensten Hymnen besun-

gen zu werden verdienten, werden izt, ich weiß es selbst nicht durch was für einen Geist unsers Jahrhunderts, für lauter Grausamkeit, Tyranney, Arglist und boshafte Verstellung ausgegeben. Ich nehme mir die Freiheit, in meinem Briefe auszurufen: O ihr undankbaren Menschen! o verderbte Sitten, die ihr Tugenden nicht vertragen könnt! — O elende iztlebende, denen nur das Eigennützige zur Tugend wird, und die es nicht begreifen können, wie man blos aus Liebe zur Tugend tugendhaft seyn könnte. Vor der Bestrafung der Verschwornen war es der König, der sich gegen die Empörer gütig und liebreich bewieß. Er, von dem sie Treue und Glauben, eine unverstellte Behandlung erwarten konnten, Er endlich, der sichs zum Vergnügen machte, der Tröster, Beschützer, Vertheidiger, der Freund seiner Feinde zu seyn.

Es scheint ein eigenthümlicher Vorwurf unsers Jahrhunderts zu seyn, die rühmlichsten Thaten unserer größten, und um das Vaterland verdienstvoller Leute, nicht nur allein sogleich zu vergessen, sondern auch ihr Benehmen auf der gehässigsten Seite vorzustellen und verdächtig zu machen. Dies Unglück trift vorzüglich die Beherrscher der Nationen, ihre

schön-

schönsten Veranstaltungen werden für Despotismus ausgeschrien, ihre wahre Tugend herabgesetzt, und ihre Schwachheiten zu Verbrechen vom ersten Range gemacht, ja selbst, wenn sie gar nicht vorhanden sind, angedichtet und zugeschrieben.

Keine noch so erhabene Eigenschaft, nicht die Hoheit der Majestät, kein Ansehn und Würde, Verdienste und was sonst Ehrfurcht und Hochachtung erfordert, findet hier eine Ausnahme, alles wird ohne Unterschied aus Leichtsinn oder Bosheit angegriffen, verläumdet, verhöhnet, verspottet.

Allein obgleich unser König von Unwissenden oder Uebelgesinnten verläumdet wird, so kann er sich doch damit trösten, daß rechtschaffene und von der Sache wohlunterrichtete Leute ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen werden. Die auswärtigen Mächte werden ihm ferner ihre Freundschaft schenken, und alle von Vorurtheilen freye Menschen werden die Ehre und den Ruhm seines Verhaltens in den verwickelsten Fällen bewundern. Dieser Freundschaft, dieser Bewunderung, dieser Hochschätzung ist in der That der Monarch ganz würdig, wenn man sein Betragen in dieser so ganz gefährlichen Situation bedenkt. Wie man-

cherley und verwickelt ist der Gang menschlicher Dinge, wie veränderlich der Lauf des Glücks, wie sonderbar die Wendung der Zufälle, wie häufig in dem gehorchenden Theile nicht blos Leichtsinn, Unbeständigkeit, Unzufriedenheit, sondern auch Hartnäckigkeit, Troz, Untreue und Verräthereγ zu finden? In allen diesen Ereignißen muste der König eine seinem Ansehn entsprechende Konduite behaupten. Diese bestand vorzüglich darinn, daß er der ihm zugefügten Kränkung nicht nur allein mit einer bewunderungswürdigen Mäßigkeit begegnete, sondern überdies auch seine Feinde durch Großmuth zu überwinden suchte. Kein Jahrhundert, als eben das unsrige hat leider so viele Empörungen und Verschwörungen gegen die Regenten aufzuweisen; wenn wir nebst dem erwägen, daß eben zu unsern Zeiten noch immer in der That ganz unglückliche Verhängniße, so häufige Mißgunst und Zwietracht unter den Souverainen von Europa, so öftere Verstellung und Hintergehung vorfällt, so darf es wohl jemanden wunderbar vorkommen, daß das Ansehn und die Hoheit der Majestät Nachtheil leide?

Jede Nation, sie möge unter was immer für eine Regierungsform sich befinden, muß

es eingestehen, daß die Früchte des Gehorsams und der Treue gegen die Obrigkeit in der allgemeinen Ruhe und Sicherheit bestehen, und daß dagegen Empörungen und Verläumdungen gegen die Regenten dem Lande ein unvermeidliches Verderben zuziehen; auf diese Art hat auch die Verschwörung des Coligni unser Königreich mit Noth und Elend überhäuft, und alle Klassen des Volks gegen einander aufgewiegelt, dergleichen betrübte Zufälle treffen zwar hart die Regenten, sie sind aber der Nation selbst immer weit verderblicher, diese ist es, die in solchen Umständen am ersten geplündert, beraubt, beängstigt, gemordet wird; aller dieser Jammer fällt um so schmerzlicher zu ertragen, da man sich überzeugen lassen muß, daß alles zur Erzielung eines bessern Guts, als man unter der vorigen Regierung genossen hatte, geschehe; die Urheber des Aufruhrs und zugleich der allgemeinen Landesplage machen aus diesem letztern Bewegungsgrund Anspruch auf die ansehnlichsten Belohnungen, auf Ueberkommung hoher Ehrenämter, und bereichern sich mit den Schätzen der geplünderten und gemordeten Bürger.

Coligni hatte dem Könige, der königlichen Mutter und des Königs Brüdern, die erwähnt

worden, nachgestellt; allein die französische Nation selbst empfand doch am meisten die verderblichen Wirkungen seiner Bosheit. Diese Wirkungen, ich meyne die Landesverwüstungen und Verheerungen, empfanden auf gleiche Art auch die Freunde des Coligni die neuen Religionsverwandten, welche Leute, ob sie gleich in Religionsmeinungen von uns verschieden sind, doch immer einer Bedachtnehmung würdig sind, wenn sie die Pflichten guter Bürger erfüllen, und in den ihnen gestatteten Religionsübungen sich ruhig und friedsam verhalten. Diese Leute hat der Admiral von dem König, und den König von denselben getrennt, indem er sie zur Ergreifung der Waffen gegen die oberste Gewalt verleitet hatte; die Folge davon war, daß die aufgebrachten katholischen gleichfalls, und wie es oft in dergleichen Verwirrungen zu geschehen pflegt, die unbewehrten und friedfertigen Protestanten anfielen, und sie alles das Unglück, wovon Coligni selbst Urheber gewesen, empfinden ließen. Unser gütiger König trägt daran nicht die geringste Schuld, denn er verordnet eine allgemeine Religionsduldung, und ließ es nicht zu, daß Leuten, die er unter seinen

Schutz

Schutz genommen, das geringste Leid wiederführe.

Nachdem aber Coligni seine Religionsverwandten in seine Empörungsabsichten eingeflochten, und sich derselben zur Ausführung seiner Entwürfe bedienet, dann entstund der unglückliche Zwist zwischen den Katholiken und Protestanten, die da als Abkömmlinge von demselben Volke und Eingebohrne desselben Landes bestimmt waren, in Ruhe und Einigkeit die gemeinschaftliche Glückseligkeit zu besorgen, itzt einander feindlich anfielen, und sich alles mögliche Uebel zufügten. Daher von einer Seite Verheerungen, Plünderungen, Mishandlungen und Mordthaten, und von der andern Haß, Verabscheuung, Verläumdung und Gegenwehr.

Wenn ein Mann, bei dessen Lebzeiten, ungeachtet er sich für unsern Freund und Beschützer aufwirft, man nicht ruhig leben, ja nicht einmal ruhig Athem schöpfen kann, nur auf die Seite geräumt wird, so ist dies immer für ein schätzbares Gut anzusehen. Der vernünftige Theil der Nation wird das Andenken dieses Mannes verwünschen und sich glücklich schätzen, nunmehr unter dem Schutz eines Regenten gerathen zu seyn, der durch seine

Leutseligkeit und Güte gleich dem Titus zum Vergnügen des menschlichen Geschlechts geworden.

Der König, so wie ich es Ihnen zu vermelden die Ehre gehabt, ist von Natur sanft und leutselig. Sein mildthätiger und anziehender Charakter ist ihm angebohren, welcher durch die weise mütterliche Erziehung zur Vollkommenheit gebracht ward, die angenommene Gewohnheit sich stets in guten Handlungen zu üben, machte seinen Willen für die Tugend anhänglich; er sprach das Urtheil über die Verschwornen nur mit seiner äußersten Abneigung, und dann erst, da er sahe, daß die Bosheit die Aufrührer hatnäckig und ihre Unternehmungen dem Königreiche höchst nachtheilig geworden. Den folgenden Tag da dies geschehen war, begab er sich schon wieder des Amts eines Richters, und trat wieder in seine eigene Sphäre des Wohlthäters zurück. Die Ausübung der Gerechtigkeit, welche das allgemeine Wohl des Staats erforderte, schien seine natürliche Milde, welche ehedem die Triebfeder aller seiner Handlungen gewesen, auf einen gewißen Zeitpunkt mehr zu beschränken als zu hindern.

Möchten

Möchten doch die Wirkungen der vormaligen Raserey, welche das disseitige Aquitanien in Bewegung setzen, eben so leicht getilgt werden, als es dem Könige leicht ankam, seine erhabenen Eigenschaften allgemein bekannt werden zu lassen. Wenn ja die Beharrlichkeit der Uebelgesinnten in ihren Verbrechen der königlichen Gnade vorgreifen, so müßte die Strenge vor der Nachsicht gewählt, und die Uebermüthigen gedemüthiget werden. Bei diesen ganzen Vorgang wird niemand unpartheiisch einige Grausamkeit entdecken; die Nachrichten der Verläumder möchten wie immer die Begebenheiten schildern.

Sie mein Freund, werden mir gewiß Glauben beimessen, da sie wissen, daß ich unsern König sehr wohl kenne, und daher von ihm so wie sich die Sachen in der That verhalten, urtheile. Ich hoffe aber auch von Ihnen, daß Sie die Uebelunterrichteten belehren, und dieselben gemäs meinem Brief den Vorfall erläutern werden. Ich bemühte mich übrigens meinen Brief in die möglichste Kürze zu bringen, um nicht, wenn er länger als es die Natur der Sache und Zeitumstände erforderten, oder die Muse, die Ihnen von Ihren wissenschaftlichen Beschäftigungen übrig bliebe, es

zuließe,

zuließe, ausfallen möchte, Ihnen lästig zu werden; sollte ich dagegen demohngeachtet einen Fehler begangen haben, so hoffe ich von Ihrer Freundschaft leicht Vergebung zu erhalten, da der Fall nicht so gewöhnlich ist, und nebstdem die Sache die Ehrenrettung der verehrungswürdigsten Personen betrift. Ich wünsche es, man möchte den König so, wie er es immer wirklich war, auch itzt, als sich selbst gleich ansehen, und ich wünsche es auch, daß einmal nach der Zerstreuung des Ungewitters der bürgerlichen Unruhen, heitere und wonnevolle Tage über Frankreich sich verbreiten. Welches, wenn es einen langen Verschub, der Hoffnung aller Rechtschaffenen zuwider, leiden sollte, so schließe man nur sicher, die Unternehmungen der Uebelgesinnten hätten noch immer die Oberhand gegen die Tugend guter Bürger behalten. Troz diesem widrigen Verhängniße soll es uns nicht reuen, dem Zepter des gütigsten und weisesten Königs unterworfen zu bleiben. Leben Sie wohl.

Paris den 1. November.

Ant=

Antwortschreiben
auf vorstehenden Brief vom Jahre 1573.

Ihr Schreiben, mein verehrungswürdiger Freund! mit dem Sie mich beehret, ist mir dieser Tage zugekommen, nachdem es vorher schon durch einige Hände gegangen, und also meist bekannt geworden. Demohngeachtet machte mir Ihre gütige und vernehmende Schreibart ein gleich großes Vergnügen, als ich mich nach der Vernehmung des Inhalts, der voll der wichtigsten Gegenstände ist, von ihren Wissenschaften und Kenntnißen überzeugte. Ich war entzückt, so schöne Denkmäler der Beredsamkeit zu entdecken, und ich billigte sehr ihr Verfahren, nachdem sie es für gut fanden, ihren Namen nicht bekannt werden zu lassen; denn dadurch wird die Wißbegierde des Publikums, wegen des Verfassers der Schrift, gespannt, das sonst bey der Offenbarung des wahren Namens nicht geschehen wäre. Der Kenner erblickt hier überall die Spuren eines ausgesuchten Fleißes, einer tiefen Wissenschaft, reife Beurtheilungskraft und Gelehr-

Gelehrsamkeit, die Deutlichkeit im Ausdrucke und vorzüglich das Wahrscheinliche leuchtet überall hervor, und der Leser wird auf eine leichte Art mit ihrer Denkart, der er gerne beistimmt, bekannt gemacht. Die Kraft der Ueberredung mit der sie alles erzählen, und die Simplicität des Vortrages ist ein schätzbares Verdienst ihres Briefes, der sich von den übrigen dieser Art ungemein auszeichnet. Diese aufgeputzten Schriften sind gleich einer Buhlerin, die durch ihr geschmücktes Gesicht und dem Putz in der Kleidung die Liebhaber anlockt, innerlich aber voller Wust und Unflätigkeit ist, und bald Unlust und Eckel erregt.

Niemand kann ihrem Brief die Genauigkeit in der Ausarbeitung absprechen, und wenn man ja unserm Zeitalter einige Kraft der lateinischen Beredsamkeit einräumt, so ist es gewiß ihr Brief, der solche auf die deutlichste Art zu erkennen giebt. Demohngeachtet vermeiden sie als ein bescheidener Mann sehr sorgfältig jeden Umstand, welcher bewiese, daß die Zierlichkeit ihrer Schreibart mit Fleiß gesucht wäre, sondern sie schreiben elegant ohne doch das natürliche zu vergessen.

Allein nicht blos mir sondern auch allen Leuten von Geschmack ist ihre Schreibart

schätzbar. Und damit ich Ihnen nichts verhehle, so sage ich es freimüthig, daß einer ihrer Freunde, den sie ihren größten und vertrautesten zu nennen belieben, ihren Brief für ein Meisterstück der Beredsamkeit hält, und als solches anzusehen, nie unterlassen wird. Doch dies sey nur vorläufig vermeldet.

Ich kann mich nicht genug verwundern, und bin gleichsam mit mir selbst im Streite, um zu entscheiden, wie es ihnen beifallen konnte, die Vertheidigung einer Sache zu übernehmen, die so lange vorher herumgetrieben und deren Abscheulichkeit allen Augen blosgestellt ward. Die Wahrheit der Sache ist bereits durch viele Erzählungen erwiesen, und durch Urkunden bestätigt. Der Beweggrund, er möge seyn welcher er wolle, der sie zu diesem nöthigt, ist gewiß von keinem geringen Belangen. Denn ich glaube es nicht, daß sie etwa durch Geld bestochen, oder durch Verheisungen der Ehrenämter verleitet, eine Schutzrede für die üble Sache unternommen haben sollten. Wahrscheinlicher kommt es mir vor, sie hätten ihre Vertheidigung blos aus einem Hange zum eitlen Ruhme niedergeschrieben, um dadurch die Stärke ihrer Beredsamkeit an Tag zu legen. Sie wählten also zu diesem

Ende einen wichtigen Gegenstand, der gegenwärtig der Stof der Gespräche in den Gesellschaften und der Abhandlungen der Gelehrten ausmacht, einen Gegenstand, der ihr Genie in einem so großen Lichte darstellen sollte. Sie folgten hier dem Beispiele des Polykrates, der den Sokrates angeklagt, den Busirides dagegen vertheidigt hatte. Welche ungerechte Vertheidigung aber Isokrates mißbilligte, und sich bemühet, den Fehler zu verbessern. Diese Art zu verfahren, war bei den Alten, vorzüglich den Sophisten, und in den Zeiten des Sittenverderbnißes sehr gemein. Gorgias und Pitagoras waren Meister in dieser Kunst zu sprechen, und sie fanden viele Anhänger.

Ob man aber nicht läugnen kann, daß in diesen Schriften eine bewunderungswürdige Schönheit der Gedanken und eine vorzügliche Zierlichkeit des Ausdruckes herrsche, so ist doch nichts gewißers, als daß ein rechtschaffener und weiser Mann sich nicht verführen lassen sollte, diesen feinen und witzigen Redensarten viel eher als der Vertheidigung der Tugend und der Wahrheit beizufallen. Denn es ist besser, das Wahre gerade zu behaupten, als das Falsche durch Scheingründe des Aufputzes und

der

der rednerischen Kunst zu vertheidigen. Dieser Hang so zu schreiben und zu sprechen ist um so auffallender, da von dem Gegentheil fast jedermann überzeugt ist, und um so gefährlicher und verantwortlicher, wenn dadurch einiger Nachtheil verbreitet wird. Die Vorstellung des Falschen unter dem Scheine der Wahrheit kann blos dann gestattet werden, wenn die Sache ein vorzügliches Gute zum Zwecke hat. Aus diesem Grunde verdienen die alten Fabeldichter und dramatischen Schriftsteller vieles Lob. Man weiß, daß es Gedichte sind, aber die darunter vorgetragenen Lehren und Ermahnungen bessern das Herz durch die anziehende Schreibart, und die schönen Beispiele der Tugend stellen das Laster in seiner natürlichen Abscheulichkeit dar. Diese Schriften lehren nämlich, was wirklich nützlich, und was schädlich ist, alles unter dem Reize einer lebhaften und natürlichen Schilderung und der Anwendung eines feinen Witzes.

Die übrigen Arten der Gedichte sind meist unbedeutend und tändelnd oder unflätig und sittenverderblich. So wie aber die Wahrheit, besonders wenn sie aus ihrer dunkeln Verwicklung an das Tageslicht hervorgezo-

gen wird, in jedem Betracht für alle Klassen der Menschen einen vorzüglichen Nutzen stiftet, so ist dagegen die Bemäntelung derselben und die Behauptung des Gegentheils immer schädlich und in Irrthümer verleitend.

Ich komme nun selbst auf den Eingang ihres Briefes, den ich also beantworten, und mich dann zu den weitern Inhalt verwenden werde. Vor allen muß ich ihnen hier sagen, daß mein Gesicht nicht so blöde, und der Verstand nicht so stumf sey, um nicht durch den Nebel die Gegenstände zu unterscheiden, und das Wahre von Falschen absondern zu können. Sie dürfen sich auch nicht schmeicheln, Leute zu finden, die ihrer und anderen Schriften dieser Art schlechterdings Glauben beimessen müßen. Diese übertriebene Lobeserhebungen des Nationalcharakters sind vermögend, bei einsichtsvollen Lesern gerade das Gegentheil zu bewirken. Man wird ihnen die alten Gedichte vor uns und die Weissagungen entgegen halten, welche durchgehends den Franzosen als leichtsinnig und veränderlich schildern. Diese Dinge sind jedermann so allgemein bekannt, daß man davon auf öffentlichen Plätzen der Stadt zu sprechen pflegt. Was ich weiter vortragen werde, so bitte ich, das nach der

Art aufzunehmen, welche die zuträglichste sey, die Handlungen der Bösen in ihrer wahren Abscheulichkeit abzubilden, als auch der Ehre schätzbarer und um das Vaterland verdienter Männer Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Ich mache den Anfang von ihrer Beschreibung der Tugenden und Laster des Admirals Coligni, wo sie sich die Geschichte des Livius in dem Abriß von Hannibal zum Muster zu nehmen schienen. Allein ich weiß nicht, wie es geschah, daß in der Beschreibung der Laster dieses Mannes ein Stachel des Hasses zum Vorschein kömmt, und die Unpartheiligkeit nicht so genau beobachtet wird. Es ist wunderbar, daß nach ihrer Schilderung der Admiral verschlagen, listig und mistrauisch erscheint, der doch bald darauf in seiner Einfalt und Leichtgläubigkeit auftritt, der denenjenigen blindlings trauete, gegen die er einen unversöhnlichen Haß trug; der seine Feindseligkeiten niemals ablegte, alles seiner Leidenschaft aufopferte; allein von diesen nachher noch ein mehreres.

Davon bin ich und mehrere andere ohne ihr Erinnern überzeugt, daß nämlich diese gräuliche That auf Anordnung oder Einleitung des Königs nicht geschehen war. Dennoch

war es nicht nothwendig, ihn und seine Brüder mit Lobeserhebungen zu überhäufen, als die mehr dazu dienten, seinen Charakter verdächtig zu machen, als seine Tugenden zu veroffenbaren. Denn so wie die übertriebenen Vorwürfe, die man den Lasterhaften macht, einen persönlichen Haß zu erkennen geben, also verringert auch die übermäßige Anrühmung die wirklich guten Eigenschaften des Gelobten. Von der Königin war es überflüßig ihr Lob ertönen zu lassen, da es nach den französischen Gesetzen nicht gestattet ist, daß das weibliche Geschlecht an der Regierung einigen Antheil nehme.

Dies gleichsam im Vorbeigehen berührt, gelange ich nun an den Grund ihrer Beweißthümer, welcher, wenn er erschüttert werden sollte, das ganze Gebäude einstürzen müste. Sie setzen voraus, daß man sich gegen das Leben des Königs seiner Brüder und der Königin verschworen hatte. Die Regierung sollte von dem itzt herrschenden Stamme genommen, und auf ein anderes Haus übertragen werden. Das Haupt dieser Verschwörung nannten sie den Admiral. Die höchst gefährliche und zum allgemeinen Nachtheil des Staats zunehmende Situation der Sache

machte

machte es nothwendig, gegen die Schuldigen die gewöhnlichen Rechtsformalitäten nicht zu beobachten, sondern dieselben ohne weitern Anstand, sogleich auf die Seite zu räumen. Ein schreckliches Laster, und ein, wenn es geschehen könnte, mit vielfacher Todesart zu strafendes Verbrechen. Allein je größer das Verbrechen ist, so ist auch dessen falsche und verwegliche Zumuthung einer schweren Strafe würdig. Der Beweiß davon muß einleuchtend seyn, und sich nicht blos auf die Stärke der Beredsamkeit stützen. Man sagt, Cicero hätte sich gerühmt, daß er die Richter in seiner Causa Cluentiana zu seinem Vortheile eingenommen. Diese Rede befindet sich in der Mitte; der Beweise sind viele, und der streitige Gegenstand wird nicht durch dem Prunk der Wörter abgehandelt, sondern vielmehr durch Gründe erläutert und bewiesen, und also dem Gegner alle Ausflucht und wichtige Einwürfe benommen.

Allein sie berühren nur oberflächlich die wesentlichen Umstände des Verbrechers, und deklamiren für die Verdammung des angeblichen Schuldigen, dessen Andenken sie dem Spotte und der Verabscheuung übergeben. Wie es mir dünkt, so thun sie dies nicht aus

innerlicher Ueberzeugung, sondern äußern ihre Denkart, ohne daß ihr Herz daran einigen Theil nimmt, die Verschwörung mochte nun wie immer und durch welche Anleitung angesponnen worden seyn.

Die alten Rechtsgelehrten ertheilten ihre Bescheide auf Verlangen der mächtigen Ritterige immer so, wie es ihre Absichten erforderten. Es wäre schwerer den Vatermord zu vertheidigen, als ihn zu begehen. In der That der Beweiß der Sache ist nicht so leicht, als man sie erzählt. Sie sprechen: drey Angeber hätten die Verschwörung entdeckt, und einige, die von derselben Wissenschaft hatten, das durch ihre Bekenntniße bekräftigt. Wenn sie einiger im Würfelspiele betrogener Erwähnung machten, wäre kaum diese Nachlässigkeit im Vortrage zu verzeihen. Wer waren diese Angeber? Wer diejenigen, so die Angebung durch ihre Bekenntniße bekräftigten? Wer nahm ihre Aussagen auf? u. s. w. Wie haben diese Leute ihre Erzählungen vorgebracht; vorausgesetzt, daß es wahr sey, daß so etwas geschahe; thaten sie es freiwillig, oder zwang man sie dazu, durch die Folter, durch Verheissungen, durch Drohungen. Wie! weiß man es nicht, daß zwei von den angeblichen

Mit-

Mitverschwornen namentlich Cavane und Pricomaude ungeachtet man sie der Tortur unterwarf, und ihnen, wenn sie das Bekenntniß ablegten, das Leben zu schenken versprach, doch nichts aussagten, und lieber zu sterben wählten, als durch ein abgedrungenes Zeugniß ihre Feinde dem Tode zu überliefern, und ihr sowohl als derselben Andenken mit Schande zu brandmarken?

Sie sind ein Rechtsgelehrter, haben selbst ihrer Leitung die Pflege der Gerechtigkeit anvertraut, und entscheiden täglich über mancherley streitige Händel. Sie können von so wichtigen Angelegenheiten dergestalt seichte schreiben? Diese so abscheuliche als gefährliche Handlung, dergleichen die Verschwörung ist, verdient mit angestrengter Beurtheilung, Einsicht und Ueberlegung behandelt zu werden. Nach schon für wirklich erklärten Verbrechen, was ist zur weitern Untersuchung angeordnet worden? Warum und zu was Ende war die Vollziehung so und nicht anders beschlossen? Ist es beobachtet worden, unter was für Vorbereitung und mit welcher Begleitung man ankam? War die Zahl von 500 hinlänglich, die Beschlüsse in der Verschwörung auszuführen? Sie müsten sehr einfältig, ja wohl thö-

richt gewesen seyn, einen Anschlag zu fassen, wo wenigstens 1500 von der Leibwache den König umgaben, und dies nebst den in einer ihrer gehässigsten Stadt, wo in kurzer Zeit wenigstens 30000 Mann auftreten, und sich entgegen stellen könnten. Und sie scheuen sich nicht zu behaupten, der König wäre unvorbereitet und unbewehrt gewesen? Ich weiß nicht, wie sie so etwas vorgeben können, ohne selbst den Knaben dadurch lächerlich zu werden.

Sie sprechen abentheuerlich, wenn es heißt, Gott hatte es selbst zugelassen, daß der Admiral an seinem eigenen Untergang gearbeitet hätte, und ihre folgende Redensarten sind von nämlichen Schlage. Wir wissen es gewiß, daß ohne göttliche Zulassung nichts geschieht. Allein seyn sie nicht so geschwind mein Freund! eine besondere, und ich muß sagen, ganz wunderbare göttliche Mitwirkung anzugeben, wo man, wenn uns die geheimen Triebfedern der menschlichen Handlungen bekannt wären, jederzeit eine genaue Verbindung zwischen der Ursache und ihrer Wirkung deutlich wahrnehmen müsten. Zudem kömmt noch dieses wohl zu bemerken, daß jedesmal durch ihre Denkart das weiseste und gütigste Wesen, das um die Erhaltung

haltung aller Geschöpfe und vorzüglich des Menschen Sorge trägt, durch diese vorgebliche Mitwirkung in die Handlungen des Admirals alle die Uebel, die davon die nothwendige Folge gewesen waren, hervorgebracht hätte. Die Unterdrückung der wahren Frömmigkeit, Verletzung der Religion, Außerachtsetzung der Treue und Gerechtigkeit, und Verübung der größten Grausamkeiten könnten auf solche Art entschuldigt werden. Kurz, alle diese Greuel und Verwüstungen müßten mehr das Mitleiden der Menschen, als die gerechte Strafe der Verbrecher auffordern, und die gerechte Rache würde an den Gottlosen keine Statt finden.

Wenn es Ihnen also gefällt, wollen wir von der Amboisischen Sache den Anfang machen, und das Elend der vorhergehenden Zeiten einstweilen vorübergehen. Denn da nun das Andenken der einzigen Thatsache bei Jedermann die schmerzlichste Empfindung verursacht, so weiß ich es auch, daß sie nichts weniger als so unmenschlich seyn könnten, bei diesen Umständen in eine gleiche Stimmung zu gerathen. Ich kann es nicht glauben, daß sie diese Dinge sollten gutgeheisen haben, und daß sie besonders die so ungerechte Burgische Verurtheilung und grausame Hinrichtnng für

billig

billig erkannten. Wo man das als eine Begnadigung ansahe, daß der Verurtheilte nach überstandenen Quaalen des härtesten Kerkers vorher mit dem Strange erdrosselt wurde, ehe die Flamme seinen Leib ergriffe, und dem unglücklichen Leben ein Ende gemacht hatte. Da er doch in keinem ordentlichen Gerichte verurtheilt, ja nicht einmal förmlich angeklagt, und seines Verbrechens überwiesen worden. Als ein Mann von bewährter Rechtschaffenheit und unsträflichen Lebenswandel und für eben so fromm und gottesfürchtig als gelehrt von allen erkannt wurde. Dieses einzige Beispiel, wenn wir nach ihren Grundsätzen zur Erwägung annehmen, so fände man es sehr befremdend, daß die göttliche Gerechtigkeit die Unschuld dieses Leidenden auf was immer für eine Art nicht veroffenbaret, da doch durch ihre ausdrückliche Zulassung so viele Bosheiten verübt, und die Unternehmungen der Lasterhaften begünstigt seyn sollten.

Da man ihm die Widerspenstigkeit gegen die königlichen Befehle und Verachtung der Majestät vorwarf, fragte er, wer denn der König wäre, dem er als der höchsten Person im Staate seinen Gehorsam versagt hätte? Er wuste es wohl, daß er dem Regenten Treue

und Unterwürfigkeit schuldig wäre, als der den Staat beherrsche, um die Nation glücklich zu machen. Er bitte Gott, die heilige Religion im Königreiche verbreiten zu lassen, damit der Aberglaube getilgt und Friede und Einigkeit durch die Gleichförmigkeit der Glaubenslehre und des Gottesdienstes hergestellt werden möchte. Er wäre bereit, seinem Könige, wenn es der Nothfall erforderte, sein Vermögen bis auf den letzten Heller, oder so zu sagen, bis auf sein letztes Hemde darzugeben, und es zum Besten des Vaterlandes aufzuopfern! Welches alles, da es nicht so unter der Verwaltung und Leitung, sondern vielmehr der Aufnahme und der Regierung, nach dem Tode des Königs Heinrichs verhandelt worden, ist es nicht, laut dem gemeinen Sprüchworte, der mittägigen Sonne klarer und einleuchtender? Dieses hätte eine andere Wendung erhalten, wenn des Königs Leben verlängert worden.

Mir ist es nicht unbekannt, was man allen diesen entgegenzusetzen pflegt, und sie selbst hatten es durch die Wiederhohlung des katholischen Namens veroffenbaret. Denn eben dieß ist es, das von den Feinden der himmlischen Wahrheit unter einem schönen Kleide ver-

deckt wird, um den boshaften Betrug, die Irrthümer und die schädlichen Lehrsätze dem forschenden Blicke zu entziehen; die Abscheulichkeit der Laster, welche sich in die Kirche Christi eingedrungen, und alle gute Zucht und Ordnung aufhoben, wird auf dieselbe Art unkenntbar gemacht. Allein, sollen wir es vergessen haben, zu den wir uns bei den Empfange der Taufe verpflichteten? nämlich allen Dingen abzusagen, die von der Einsprechung des bösen Geistes herrühren könnten. Was für ein Dienst ist wohl diesem Engel der Finsterniß angenehmer, als der göttlichen Wahrheit zu widerstreben? Auf den Lehr- und Predigstühlen Irrthümer vorzutragen? Die Religion besteht in der Beobachtung des göttlichen Gesetzes, und in der thätigen Ausübung desjenigen, was sie uns zu befolgen aufträgt. Wider dies vermag nichts, die Macht der Beherrscher, keine langwierige Gewohnheit, keine menschliche Satzungen und Anordnungen.

Diejenigen also, die dazu am wenigsten berufen, und die alles in einer übertriebenen Schilderung vorzustellen gewohnt sind, sammeln verschiedene einzelne Thatsachen, reißen solche aus dem Zusammenhange der Geschichte gleichsam heraus, und bringen sie als einen

Gorgo-

Gorgonischen Kopf zur öffentlichen Schau, um die Umstehenden für Erstaunen zu Steinbildern zu machen, oder sie wenigstens mit Schrecken und Verabscheuung zu erfüllen. Indeß fällt es ihm gar nicht bei, daß das Blut der Erschlagenen Gott um Rache anrufe, und daß derselbe, der das Innerste der Menschen prüfe, und von ihren geheimsten Handlungen Zeuge ist, die Uebelthäter zu seiner Zeit zu strafen, nicht unterlassen werde. Wenn wir, sage ich, von der Allgegenwart Gottes, immer die lebhaftesten Vorstellungen hätten, wenn wir uns überzeugten, daß er bei allen unsern Handlungen zugegen wäre, so würde es nicht geschehen, daß man so viele Beyspiele von arglistiger Bosheit aufweisen könnte, die in der Hofnung, nie bekannt zu werden, vorgegangen, und um so dreister ausgeübt waren, weil man sich einbildete, die etwas später eintreffende göttliche Strafe müßte auf immer ausbleiben. Allein diese Frage über die göttliche Zulassung des Uebels ist in meinem Briefe länger, als ich es gedacht hätte, entwickelt worden. Ich muß daher diese Sache abbrechen, und lieber mein Schreiben an diejenigen Gegenstände, die ich abzuhandeln angefangen habe, wieder richten.

Ich bitte sie also, ihre Aufmerksamkeit an die Amboisische Sache zu wenden. Sie ist von derselben Beschaffenheit, daß sie ganz deutlich die Feinde des Königs und des Königreichs zu erkennen giebt. Diese Leute hatten den jungen König Franz und den ganzen Staat in ihrer Gewalt. Ist es nicht durch eine aufrichtige Erzählung der Begebenheiten, die den Nachkommen überliefert worden, klar erwiesen worden, wie sich dieselben in allen Arten der Schandthaten ausgezeichnet? Ist es nicht dargethan worden, daß das Verbrechen der Waffenergreifung gegen den König falsch und erdichtet gewesen? Es war nicht einmal etwas unternommen, was einer Ahndung würdig gewesen. Wird dies die gebrochene Treue und die grausame Hinrichtung der Eingezogenen vertheidigen? — Niemals wird die Oliverische Stimme vergessen werden, der sterbend Gott als den Zeugen seiner Unschuld anrief, und die ungerechten Menschen bey demselben anklagte; der das Urtheil des Kardinals von Lothringen für grausam ausgab, und bekannte, daß er als ein Opfer der Tyranney geschlachtet würde. Der Burgische Tod und der Fall so vieler um das Vaterland verdienter Männer wurde auf gleiche Weise dargestellt

und

und der Verlust der Vertheidiger der Königl. Gewalt beklagt. Wenn man endlich über alles dasjenige, was während den 16 Monaten, da König Franz lebte, vorging, Betrachtungen anstellt, so wird es sich zeigen, daß nichts mit dem Willen des Königs, sondern einzig durch die Wahlsprüche derjenigen, die seine Gewalt misbrauchten, angeordnet worden. Diese Aristokraten legten da den Grund zu ihrer Benehmung, als auch zur Festsetzung des Ansehens, womit sie alles unterjochten, und dagegen den Rath der guten Bürger verachteten.

Was beging man nicht in diesem unglücklichen Zeitraume für Ungerechtigkeiten, Unterdrückungen, Grausamkeiten und Ruchlosigkeiten? Man verging sich so weit, daß man sogar den Prinzen von Kondee gegen alle Treue und Glauben gefangen nahm, und verwahrte. Sie mein Freund! besitzen gleich viel Einsicht als Güte des Herzens, ich bitte sie, erwägen Sie alles wohl bei sich selbst und schließen dann unpartheyisch, ob alle die Behandlungen diese Verfahrungsarten mit den Grundsätzen unserer Religion, mit der Menschenliebe, der Gerechtigkeit und dem Charakter eines rechtschaffenen Mannes bestehen können? —

Allein über das, was itzt in dem Königreiche vorfiel, wird nicht nur allein das gegenwärtige Zeitalter Thränen vergießen, sondern auch die späte Nachkommenschaft laut klagen, und das Schicksal der Unglücklichen beweinen. Die Ursache aber von dem Uebel und Elende, glaube ich nicht in ihren Gesinnungen zu finden. Inzwischen wollen wir uns nicht weiter mit diesen Dingen abgeben. Die französischen Gesetze haben eine besondere Verfassung, darunter ist dasjenige, welches das weibliche Geschlecht von der Regierung ausschließt, doch es zuläßt, sich einstweilen in die Landesgeschäfte des Gemahls einzumengen. Sie wissen es, was die keusche und kluge Penelope bey dem Homer vermag.

Eine förmliche Erklärung machte die Unschuld des Prinzen von Kondee zur größten Beschämung seiner Feinde bekannt. Dieser Umstand schwächte nicht die beschämten Widersprecher der Wahrheit. Sie fuhren fort, die Sachen durch den Reiz ihrer Beredtsamkeit zu verdrehen, sich durch große Versprechungen einen Anhang zu verschaffen, und schlossen sich dann an den König von Navarra. Da aber der Vergleich, obgleich nach einer verstellten Beilegung zwischen den Prinzen Kondee und dem

dem Herzoge von Güse erfolgte, so gewann die Sache dadurch immer einen um so verwikkeltern und übiern Gang. Ist es aber etwas unbekanntes, was unter dem jungen König und seiner königl. Mutter nach einigen mittels mancherley Umschweife und Verdrehungen abgehandelt worden. Wie verhält sich die Friedlichkeit der Verhandlung der Sachen gegen den äußersten Jammer und Elend? Wie werden die königl. Edikte zu Stande gebracht? Durch was für Kunstgriffe die Verheisungen und Verträge vernichtet? Und dann, ist es ein Geheimniß, wie arglistig der Kardinal und sein Bruder in dem deutschen Congresse und bey dem Fürsten von Würtenberg zu Werke gegangen? Nein! man sahe bald darauf die Wirkungen des Betrugs, und den Taßiacenischen Mord sich ereignen, von allen diesen sind Augenzeugen vorhanden, alles ist schriftlich verzeichnet, alles erläutert und bestätigt.

Der Krieg hat sich also wieder erneuert, und nach einem in der Normandie sehr blutigen Treffen, und dem Tode des Herzogs von Güse hatte sich abermal der Friede eingefunden. Dieser bestand einige Jahre, allein mehr zur Vorbereitung neuer Feindseligkeiten, als der

Gründung einer dauerhaften Einigkeit. Die Menschen sind zwar ihrer Natur nach immer mehr zum Bösen als zum Guten geneigt; daher ist es der Nächstenliebe gemäß, die vergangenen Schwachheiten nicht zu rügen, und dagegen zu verhüten trachten, damit künftig keine dergleichen Fehltritte begangen werden, allein ausgezeichnete Laster muß man zum abschreckenden Beyspiele in ihrer ganzen Abscheulichkeit darstellen, und da die Urheber davon genannt werden, die Ehre der übrigen, die mit derselben in keiner Verbindung stehen, retten.

Diejenigen Niederlagen also, welche diese 4 letzten Jahre vorgiengen, sind nicht durch einen ungefähren Bruch veranlaßt worden. Der vorhergehende Friede geschahe nur um Zeit zu gewinnen, neue Angriffe vorzunehmen. Die erwarteten Umstände trafen ein, und der Zwist nahm seinen Anfang. Nach diesem Zeitlaufe sahe man also den Schauplatz des Krieges mit allen seinen grausamsten Auftritten eröfnet. Ich vertheidige hier nach ihrer Art mein Freund! nicht die Unmenschlichkeiten der Leute von meiner Parthey. Ich gestehe es freymüthig, daß vor alten Zeiten gleich große Ausschweifungen verübt worden. Allein, da man nun zu den Waffen griff, vorzüglich bey

diesem innerlichen oder bürgerlichen Krieg nach den Versen des Trauerspiels: „Der Kriegsgott ist blind, er trift keine Vorsehung, und schlägt alles gleich danieder“ so wurde doch das Loos der Ueberwundenen das Traurigste, indem es niemal der menschlichen Natur eigen ist, daß die Ueberwinder gegen die Ueberwundenen sich alles erlauben, was nur immer der Uebermuth im Siege gegen unsern unterjochten Feind gestattet. Die Kultur der Sitten kann zwar meist diese Uebel verhüten, allein bey dem erbitterten Haufen vermag diese Kultur oft nicht viel.

Nachdem aber der Friedensvertrag einmal förmlich geschlossen worden, so erforderte es die Gerechtigkeit, demselben genau nachzukommen, und alle Feindseligkeiten aufzugeben; diejenigen sind immer die elendesten und verächtlichsten Leute, die Treue und Glauben brechen, welche doch von ihnen sollten unverbrüchlich gehalten werden. Mit der Erneuerung der grausamsten und verderblichsten Kriege, und der Widerrufung des königl. Edikts, vermöge welchen alle vorhergehende Feindseligkeiten getilgt, und Friede und Einigkeit wieder hergestellt worden, werden die Bürger, welche sich in der Lehre und dem Gottesdienste von der

päbstlichen Religion unterscheiden, wiederhohlt gegen alle Billigkeit ihrem unglücklichen Verhängnisse blosgestellt. Ihr Verbrechen bestand darinn, daß sie ihre Glaubenslehre, von deren Wahrheit sie überzeugt waren, der herrschenden Religion vorzogen, und dem Gottesdienst gemäß ihre Satzungen ausübten.

Ihre Religionsübung, die vorher in dunklen und schwankenden Ausdrücken des Gesetzes gestattet ward, wurde itzt völlig auf einmal verboten. Dies geschahe nicht auf Befehl des Königs, als den sein erhabener Charakter, so wie man es von jeher weiß, von diesen Vorwürfen losspricht, sondern auf Anordnung derjenigen, die sein Ansehen mißbrauchten, und ihn selbst gleichsam beherrschten. Der königl. Mutter will ich bey dieser Gelegenheit gar nicht erwähnen, von derselben gilt der Spruch des Virgils, daß das weibliche Geschlecht durchgehends veränderlich, und also keiner festen Entschlüsse fähig wäre.

Rechtschaffener und gottesfürchtiger Leute Pflicht ist es, einen rühmlichen Tod dem schmählichen Leben vorzuziehen. Von der Wahrheit ihrer Religionssätze überzeugt, sollten keine Belohnungen, keine Strafen vermögend seyn, sie zur Abläugnung derselben zu bewegen.

Keine

Keine Furcht, die Martern, der Tod selbst sollte es nicht bewirken, ihrem Glauben ungetreu zu werden, und sich von der Kirche Christi, wo sie ihr Heil finden, zu scheiden. Dies Benehmen giebt uichts weniger als eine Hartnäckigkeit, oder versteckte Bosheit, im Irrthume vorzüglich beharren zu wollen, zu erkennen; eine Sache, die man als die Ursache der Ahndung und Widerrufung der vorhergehenden Begünstigungen ansehen wolle. Man braucht nur über dasjenige, was ich oben gesagt hatte, ein wenig nachzudenken, um sich sogleich von den Scheingründen des Vorwandes zu überzeugen.

In diesem 3ten Kriege traf den Prinzen von Kondee sein unglückliches Schicksal. Nach vielen Landesverwüstungen und dem Tode so vieler berühmter Leute, welches kaum der schrecklichste auswärtige Krieg hätte anrichten können, wurde endlich der Friede zu Stande gebracht, und die Hoffnung war vorhanden, daß endlich einmal die Ruhe gegründet, und die Glückseligkeit des Staats zurückgeführt seyn würde. Dies alles wurde durch das königl. Edikt bekräftigt, die Ehre und die Achtung der Gegenparthey hergestellt, und die Sachen

in die vormalige Ordnung und Verfassung gebracht.

Diese Angelegenheit, ob sie gleich mit aller Aufrichtigkeit und Treue behandelt zu seyn schien, heilte doch nicht aus dem Grunde das Geschwür, so im Innern des Staats verborgen lag.

Durch den Argwohn und üblen Verdacht gleichsam erfrischt, brach es wieder auf, und vermehrte alles das vormalige Uebel, und dieß ist es, von dem man behaupten will, daß es mit besonderer göttlichen Zulassung geschehe, um die Sache in diejenige Lage zubringen, damit die Gegenparthey gleichsam durch ihre eigene Mitbearbeitung sich ihr Verderben vorbereitete, und durch ihren Fall die Ruhe im Königreiche sich wieder einfände, da doch der Grund von diesem ganzen Vorgange schon in Homers Spruche enthalten sey, der es beweißt, daß es eine vergebliche Bemühung wäre, zwischen Menschen und Löwen Einigkeit stiften zu wollen.

Eine bloße Vermuthung oder Verdacht sollte uns nie zu einen Schritt bewegen, der zu wichtigen Unternehmungen führt, wovon das Glück so vieler Menschen abhängt. Eine reife Ueberlegung, Gewissenhaftigkeit und Beurthei-

lung

lung der Beweisthümer sollte der Entscheidung vorgehen. Sie, mein Freund! wollen uns von den bösen Absichten des Admirals gegen den König überreden. Sie brauchen die Stärke der Wohlredenheit statt dem Beweise. Welches sind die Gründe, worauf sie ihre Behauptungen stützen?

Sie handeln menschenfeindlich, da sie das Benehmen des Admirals, der nach seiner Verwundung eben nicht in der besten Fassung gegen seine Gegner sich befand, verdächtig machen, und seine Reden in einer gehässigen Auslegung darstellen, und mit Beschuldigungen begleiten. Sie schildern ihn hier als ein Augenzeuge, wie einen Mann, der durch die vermuthlichen Beleidigungen aufgebracht, nichts als Rache im Sinne hätte, der von Grimm ganz eingenommen, der sich von seiner Leidenschaft ganz hinreißen ließ, der sich endlich fest vornimmt, das ihm zugefügte Leid mit dem Tode des Königs, des königl. Hauses und der Vornehmsten des Landes zu rächen. Ich kann es nicht begreifen, was sie dazu bewogen, den Admiral so gehässig zu schildern, da er es doch wenigstens nach seinem Tode verdient hätte, sein Andenken aus christlicher Liebe zu schonen.

Was sie von dem Besuche, mit dem der König, die königl. Mutter, und die beyden Brüder des Königs den Admiral beehret, schreiben, bey diesem, wie ich es mir leicht vorstellen kann, waren sie gewiß nicht zugegen. Sie hatten es also von andern Leuten vernommen, deren Reden sie so gerne auslegen, oder so, wie es ihre Absicht zu erfordern scheint, ihnen in den Mund legen. Nun sehen sie einmal, wie ihre Erzählungen unzusammenhängend sind. Die Verschwörung des Admirals solle in seinem Kabinet unter seinen vertrauten Freunden vorgegangen seyn. Die Ausführung des Mords des Königs, der Königinn, und der zween königl. Brüder mußte sich also nothwendig bloß auf diese wenigen Personen, die sich verschworen hatten, beziehn, die in den königl. Pallast eindrangen, und mit ihren Dolchen den Mord auszuführen hätten. Allein eben dieß ist es, was man zu glauben sich schwerlich entschließen wird.

Wer wird sich wohl wagen, sein Leben dem unvermeidlichen Verluste auszusetzen? Und dieser Fall hätte doch ganz sicher erfolgen müssen, wenn die Verschwornen, so wie sie denken, oder wie es nach ihrer Vorstellung geschehen mußte, den König in seinem Zimmer ange-

angefallen hätten. War da nicht vorauszusehen, daß auf den ersten Tumult die königl. Leibwache herbeyeilen, und die Thäter, denen jede Ausflucht verschränkt bliebe, ergreifen würden. Die äußerste Verzweiflung müßte dazwischen gekommen seyn, die Leute zu befallen pflegt, die schlechterdings nichts zu hoffen und zu fürchten haben, und denen also ihr eigenes Leben zur Last wird, welches aber bey den Verschwornen nicht vorausgesetzt werden kann. Allein, warum wollen wir uns mit Beurtheilungen über diesen Gegenstand verweilen, da die Sache, so zu reden, gleich beym ersten Anblick das Falsche und Unrichtige verräth. Eine jede erdichtete Begebenheit, wird um so mehr dem Widerspruche blos gestellt, jemehr man sich bemühet, dieselbe als wirklich zu beschreiben.

Wegen des Orts und der Zeit der Verschwörung, thut sich ein anderer nicht minder erheblicher Umstand hervor. Erstlich scheinen sie zu behaupten, daß die Verschwörung wäre angesponnen worden; dann sagen sie, der Admiral hätte die Wunde durch eine wider sein Leben unternommene Nachstellung empfangen; und den folgenden Tag darauf sey die Angabe von der Verschwörung geschehen. Der Admiral

wird

wird zum Haupte der Verschwornen gemacht. Aber warum hatte man die Ausführung verschoben? Was war die Ursache der Verzögerung? — Da alles im Gegentheil die Beschleunigung des Vollzuges forderte.

Und die Rede des alten Staatsrathes, die er in der Versammlung an den König richtete, wie schön und erbaulich ist sie? Sie hatten dieselbe mit solcher Genauigkeit niedergeschrieben, die ihre Anwesenheit dabei zu erkennen giebt. Plato sagt, wo unverschämte Greise sind, da bleibt die Jugend gegen den Eindruck des Ehrbaren unempfindlich. Dies trift bei der Regierung des Staats um so pünktlicher ein, wo die von ihren alten Räthen in bösen Staatsstreichen unterrichteten jungen Könige zur Plage des gemeinen Wesens werden. Diese üblen Räthe sind es, welche durch schmeichelhafte das zur Güte und Mildthätigkeit geneigte Herz des Prinzen zur Grausamkeit und Tyranney verleiten. Wenn sie mein Bester! dergleichen Rathschläge billigen, oder gar durch Lobsprüche erheben, so ist es immer sehr wohl gethan, wenn in unserm Briefwechsel der Name des Verfassers nicht bekannt wird, denn dadurch bleiben sie von jedem Vorwurf verschont. In der That, wenn es sol-

che thörichte Greise giebt, von denen solche Einschläge herrühren, so ist es kein Wunder von Begebenheiten Berichte zu lesen, welche den Königen eben nicht zur grösten Ehre gereichen. Allein wie ich schon öfters erinnert, der Vorwurf trift nicht so die Könige, als vielmehr die Räthe. Das Beispiel zeigt sich bei demselben Vorfall. Da es dem alten Staatsrath wohl bekannt war, daß der gütige König den Befehl zur Niedermachung der Verschwornen nicht ertheilen würde, ohne bevor gegen dieselben einen ordentlichen Prozeß zu verhängen, so bemühte er sich, dem unerfahrnen Regenten die Gefahr höchst dringend und dem ganzen Königreiche verderblich vorzustellen. Da dieser durch Scheingründe getäuscht, sein eigenes, seines Hauses, und der Großen des Landes Leben in Gefahr zu seyn glaubte, und den Umsturz des Königreichs, wenn nicht sogleich schleunige Vorkehrungen durch die Ermordung der Verschwornen getroffen würden, ahndete, so fand er es für nothwendig, seinem mildthätigen Charakter zuwider zu handeln, und in den Tod der angegebenen einzuwilligen.

Eine kurze Vorsicht, Erfahrung und Beurtheilung der Umstände hätte dem König eine ganz andere Verfahrungsart angerathen.

Was

Was konnte man von dem schwachen und kranken Admiral befürchten, oder was für Schrecken konnte sein geringer und schwacher Anhang verbreiten? Die Großmuth und Billigkeit hatte es auf den Ausbruch der That ankommen lassen, um sich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen. Die inzwischen zur Sicherheit ingeheim getroffenen Vorkehrungen wären schon zulänglich genug gewesen, jeden gemachten Streich zu hintertreiben, und das kostbare Leben des Königs zu schützen. Jedermann würde dieses Verfahren gebilligt, jedermann die Gerechtigkeit des Königs bewundert, geehrt haben, da indeß das eitle Lob seines Mitleidens und des Schmerzes über den Verlust so vieler rechtschaffener Leute Aergerniß verursacht.

Waren wohl die Verschwornen in einer so furchtbaren Verfassung, daß kein Mittel vorhanden war, als dem Ausbruche durch ihre plötzliche Niedermachung zuvorzukommen? gewiß nicht! sie waren nur allzu schwach und geringe, um einen Anfall zu wagen, und wenn ja allen Vermuthen zuwider, sie doch so thöricht sollten gewesen seyn, einen Aufruhr zu erregen, so hätte man sie sogleich mit der leichtesten Mühe überwältigt. Sie waren mit

keinen Waffen zu dergleichen Unternehmung versehen, nicht einmal dazu vorbereitet. Der Beweiß davon ist, daß man bei den Ueberfall in ihren Wohnungen kein Gewehr oder sonstige Werkzeuge des Angriffes gefunden.

Sehen sie also mein Freund; wie wenig Ehre sie bei der Vertheidigung einer ungerechten Sache einlegen. Ihre Beredsamkeit und zierliche Schreibart ist hier ganz am unrechten Orte angebracht. Die Lobsprüche des Königs und die Erhebung seiner Staatsräthe sind übertrieben, und verrathen eine grobe Schmeicheley, die einem rechtschaffenen Manne unanständig ist. Muthmaßungen gelten bei ihnen als Wahrheiten, und wo es an Beweisen mangelt, da scheuen sie sich nicht, die Sache durch rednerische Verzierungen zu berichtigen. Wozu dieser Schmuck, diese Verschönerung der Redensarten, wenn der Glanz der Wahrheit hervorstrahlt? Man wird blos von diesen eingenommen, und achtet nicht ihre Unterredungen. Durch alles dieses hatten sie nichts erzielet, als daß sie die Glaubwürdigkeit durchgehends verlohren; und dies ist noch das geringste, denn ich befürchte, man werde sie noch dazu einer boshaften Verdrehung der Dinge beschuldigen. Dies kann

ihnen

ihnen sehr leicht wiederfahren, weil die Thatsachen klar, in jedermanns frischen Andenken sind, und ihre Vorstellungen daher in einem ganz sichtbaren Widerspruche erscheinen.

War es wohl erwiesen, daß der König entweder ingeheim oder öffentlich von denjenigen sey angefallen worden, zu deren Ermordung dieser vortrefliche Areopagus angerathen? Nicht wahr, nach Vollbringung der That hätten sich die Sachen ganz anders gezeigt? Von der so lange vorher vorgegangen seyn sollenden Verwegenheit kömmt das nämliche zu erinnern. Ihre übrigen Erzählungen, besonders von der Unvorbereitung und Unbewehrung des Königs, sind so eitel, und ich kann es sagen, kindisch, daß ich mich schäme, mich darüber weiter herauszulassen. Demohngeachtet verlangen sie, alles für wahr und erwiesen anzunehmen, und bemühen sich zu diesem Ende, ihr Vorgeben aus der Stelle der alten griechischen Geschichte zu bestätigen. Der Grund der Weisheit ist, nicht leichtgläubig zu seyn. Was sie andern so sorgfältig anempfehlen, das betrift eben ihre Beschuldigungen, Vertheidigungen, Lobsprüche und Vorwürfe. Sie wollen, man solle ihnen Glauben beimessen, indem alles, was vorgebracht wird, entweder

aus dem innern Bewustseyn der Wahrheit oder aus bewährten Nachrichten herkomme. Können sich diejenigen des nämlichen Bewustseyns dieser Kenntniß nicht rühmen, welche die Sachen anders gesehen, gehört, sie auf verschiedene Art erzählt, erläutert und beschrieben hatten? Sollten darunter nicht Leute gefunden werden, welche sogar richtiger urtheilen, als wenn sie Augenzeugen gewesen wären, oder authentische Nachrichten eingezogen hätten.

Sie erwähnen in ihrem Briefe blos der Handlungen der Barmherzigkeit, welche die Katholischen den verfolgten Protestanten wiederfahren ließen, übergehen aber mit Fleiß die Wirkungen der Wuth und der Grausamkeit, wodurch so viele gewürgt, erdrosselt, verbrannt, wodurch so viele Christenkinder, Matronen und Jungfrauen ohne einige Rücksicht gemißhandelt wurden. Aber wie bedaurenswürdig war auch die Lage derjenigen, die dem Tod entgiengen, und sich dem Mitleiden ihrer Feinde übergeben mußten. Sie irrten ohne Freunden aus ihren Wohnungen, ihres Haabs und Guts beraubt, umher, und wurden genöthigt, um Beistand anzuflehen. Diese Unglücklichen durften es nicht wagen, in ihre vormaligen Wohnungen zurückzukehren, denn

es war zu befürchten, daß dort ihre Aufnahme eben nicht die beste gewesen seyn würde. Es blieb ihnen also nichts weiter übrig, als dem Bekenntniße ihrer Glaubenslehre treu zu bleiben, und ihr Unglück mit einer christlichen Gelassenheit zu ertragen. Allein ich will mich wieder zu dem Admiral und seinen Freunden wenden.

Es ist leicht zu erachten, wie hart derselbe durch die gleich schmerzliche Verwundung seines Körpers und Gemüths, als auch durch die Betrachtung seiner unglücklichen äußerlichen Umstände war betroffen worden. Allein seine Freunde, sollten sie zu allen den geschwiegen haben, oder die grausame That gebilligt haben? Obgleich das Vorhergehende sie unmöglich gleichgültig gemacht haben konnte, so hieß es doch, sich selbst verrathen, wenn sie sich zur Anspinnung eines Aufruhrs und zur Ermordung des Königs verschworen hätten. Doch wird der Admiral als das Haupt der Verschwornen umgebracht, von dem man doch sicher behaupten kann, daß er an nichts weniger als auf eine solche Unternehmung gedacht hatte, und der sich im Gegentheil vielmehr auf die königliche Gnade, die sie in ihrem Brief so sehr anrühmen, verließ.

Der

Der Ermordete wird zum Fenster hinausgeworfen, und der unten versammelte Pöbel behandelte die Leiche auf die schmählichste Art. Ich übergehe hier alle die Grausamkeiten, welche bei diesen Mordthaten vorgiengen, sie sind weitläuftig in den zuverlässigsten Schriften enthalten. Alle kommen darinn überein, daß die ganze Sache durch die bösen und arglistigen Rathschläge der Minister bewerkstelligt worden, und so wird allen ihrem Vorgeben widersprochen.

Sie bürden mir die Last der Vertheidigung wider diejenigen auf, die mich mit Schmähungen und Verwünschungen überhäufen, die mich der Grausamkeit beschuldigen, und aus den öffentlichen Nachrichten Verläumdungen geschöpft haben sollen; bedenken sie einmal, wie soll ich meiner Pflicht nachkommen? Wie soll ich denenjenigen antworten, die mich fragen, ob die Angeber der Verschwörung von selbst erschienen, oder dazu aufgefordert wären? ob ihre Angebung wahr oder falsch gewesen? Was waren dies für Personen, wessen Standes und Charakters? bei allen diesen finde ich gleich anfangs so viele Anstände, die mir meine Vertheidigung ungemein erschweren. Der Haß, die Feindseligkeiten, die Mißgunst, die

Hofnung der Belohnung u. d. m. alles dies war wirksam genug, um die Angeber zu einer falschen Entdeckung zu bewegen.

Allein in Ansehung der Bekenntniße finde ich weit weniger zu beantworten, da es jedermann weiß, in wie fern man Beweisen von dieser Art glauben kann, wo nämlich die Folter die Aussage abnöthigt, und unwahrhafte Bekenntniße auspreßt. Die Verheissungen können fast das nämliche hervorbringen. Sie besitzen eine gleich große Kraft wie die Furcht für schmerzlichen Empfindungen unrichtige Aussagen zu erzwingen. — Dagegen haben wir vor uns zwei tugendhafte gottesfürchtige Männer, welche durch keine ihnen angethanen Martern, durch keine Belohnungen und Versprechungen, ihr Leben zu erhalten, dahin konnten gebracht werden, damit sie ein falsches Bekenntniß ablegten; diese hatten vor einer Menge des versammelten Volks bis auf ihren letzten Lebenshauch standhaft behauptet, daß ihnen von der vorgeblichen Verschwörung nicht das mindeste bekannt wäre. Viel vermögen die boshaften Streiche und die Arglist der Menschen, allein die Wahrheit sieget doch endlich ob, und die unterdrückte Unschuld triumphirt über ihre Feinde. Was soll ich also

denenje=

denenjenigen, die mich um alles dieses fragen werden, antworten? Warum hatte man nicht die Eingezogenen der gerichtlichen Untersuchung übergeben, da es, wie sie sagen, bekannt war, daß eine Verschwörung bestanden, welches Niemand als der Mitschuldige zu läugnen sich unterfangen hätte? Denn, was immer sie hierüber schreiben, ist sehr leicht und schwach. Nämlich, daß wenn man gegen die Verschwornen gerichtlich verfahren, inzwischen der mörderische Stahl in den Eingeweiden des Königs gewüthet haben konnte. Ihre Rede, über diesen Gegenstand ist zwar heftig und mit vielem Eifer hergesagt, allein sie hat gar keinen Grund. Gemäs ihrem Schreiben wird ein Tag zur Berathschlagung über die entdeckte Verschwörung angewandt, während welcher Zeit der Mord der Unbeklagten, Unüberwiesenen und nicht Verurtheilten entschieden, und vom Könige angeordnet wird, hätte man die Hälfte dieser Zeit zugestanden, hätte man nur eine Stunde zur Untersuchung dieser angeblichen Verschwörung eingeräumt, wie gerecht würde man da nicht vorgegangen seyn, wie leicht sich von der Wahrheit der Sache überzeugt? Das Leben der Königs würde dabey keiner Gefahr ausgesetzt geblieben seyn, da es

nur darauf angekommen wäre, gegen den Ausbruch der Verschwörung Vorkehrungen zu treffen, und für die Sicherheit des Königs zu wachen. Doch, wenn dieser Mord auf Befehl des Königs geschahe, warum wird eben dieses durch sein öffentlich kund gemachtes Edikt geläugnet, und die ganze Schuld auf die Feinde des Admirals geschoben? Wie verschieden ist hier der Vorgang von der vormaligen Verschwörung des Katilina?

Hier werden die Beschuldigten angezeigt, gefangen genommen, nach dem Geständnisse eingekerkert, verhört, untersucht, verurtheilt und gestraft. Der ganze Prozeß ward mit der möglichsten Genauigkeit geführt. Man ließ nicht Vermuthungen, Argwohn und Verdacht statt des Beweißes dienen, alles mußte, so zu sagen, sonnenklar seyn, und die Entscheidung stützte sich auf unwidersprechliche Gründe, und demungeachtet, zog es dem patriotischen Bürgermeister, den Entdeckern dieser Verschwörung noch viel Unangenehmes und Verdrüsliches zu.

Um den Mord der angeblichen Verschwornen zu rechtfertigen, ziehen sie so, wie man im Sprüchworte zu sagen pflegt, und ich weis selbst nicht mit was für Recht mit den Haaren herbey.

bey. Nach diesen soll es dann erlaubt seyn, in dringenden Fällen die Beschuldigten ohne vorhergehender Vertheidigung, ohne gerichtlicher Anklage, ohne Beweiß des Verbrechens, bloß auf dem Verdacht einer bösen Handlung, umzubringen. Sind es wohl diese dringenden Fälle, wo das Leben des Monarchen unsicher gestellt wird, wo der Umsturz des Reichs befürchtet wird, und wo schlechterdings keine Gegenmittel mehr anwendbar sind? Blos Tyrannen, die sich alles erlauben, können sich dergleichen Rechte bedienen; die rechtmäßige und wohlgeordnete oberste Gewalt weiß nichts von diesen Grundsätzen, die mit der Gerechtigkeit im geraden Widerspruche stehen. Eine verdiente Strafe treffe die wirklich Verschwornen, sie sollten als Feinde des Vaterlandes nicht verschont bleiben. Allein man hätte sich in dieser wichtigen Angelegenheit voreilig zu entscheiden hüten, und alles bevor reiflich überlegen sollen.

Gemäß dieser Behutsamkeit wäre es billig gewesen, die Verschwornen bey der Nacht gefangen nehmen zu lassen, nicht aber kurz vor des Tagesanbruch zu überfallen, zu morden, und auf solche Art den Prozeß mit der Exekution anzufangen, In einer ordentlichen Ver-

 fahrungs-

fahrungsart hätte es sich gezeigt, ob die Beschuldigten sich der Verschwörung wirklich theilhaft gemacht hätten. Wär dieß erwiesen worden, so hätte Jedermann ihre Bestrafung gebilligt, da man itzt ihre Hinrichtung für grausam und tyrannisch ansieht.

Wenn man das Betragen des Admirals und seiner Freunde unpartheyisch untersucht, so wird man gewiß nicht das geringste Merkmal zum bevorstehenden Aufruhr entdecken, ja vielmehr gestehen müssen, daß jener Elende, der sich erkühnete, ihm eine Schußwunde beyzubringen, als ein Störer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit bestraft zu werden verdient hätte. Desselben Verbrechens waren schuldig die, so in die Wohnung des Admirals, die ihm nach allem Rechte zu einem unverletzlichen Schutzorte dienen solle, einbrachen, ihn anfielen, und auf die grausamste Art ermordeten. Sie haben Recht, wenn sie schreiben, daß diese That, und die Ermordung so vieler Bürger, ein Erstaunen, Schmerz, Bedauern und Schrecken hervorbrachte.

Wie kömmt es, daß sie mir schreiben, ich möchte den Vorgang der Sachen entschuldigen, und was geschehen wäre, vertheidigen. Wie

kann

kann ich dies thun? Bey einem solchen Widerspruche der Nachrichten und selbst der Verschiedenheit der Erzählungen in ihrem eigenen Briefe, welche zwar durch die Bündigkeit der Redensarten zusammenhängend schienen, bey genauer Untersuchung aber auseinander fallen, und sich in ihrer Schwäche darstellen. Selbst die öffentlichen Anordnungen und die Edikte des Königs, welche über diese Angelegenheit ergingen, sind von der nämlichen Beschaffenheit. Sie sind sehr dunkel verfaßt und verwirren mehr die Sachen, als daß man daraus einige Erläuterung erhalten könnte.

Was mich betrift, so denke ich von dem König, so wie es immer seiner Majestät der Hoheit seines Geschlechts und seinem Ansehen zustehet, denn so gebührt es sich, diejenigen anzusehen, welche die Vorsehung bestimmt hat, über Nationen zu herrschen. Ich höre auch nicht, daß Jemand dem Könige diesfalls übel nachgeredet hätte, und wenn dies geschähe, so würde ich gewiß diese Verwegenheit nicht billigen. Allein das durch diese Revolution bewirkte Elend macht doch meine Empfindung rege, und ich sehe dabey immer auf die Person des Königs zurück, um wahrzunehmen, ob er nicht die Kraft oder den Willen gehabt, diese

Grau-

Grausamkeit zu hindern, oder wenigstens einzuschränken. Sie sagen, der Wirbel des Sturms hätte ihn gleichsam mit sich fortgerissen, und ihn außer Stand gesetzt, zweckmäßige Vorkehrungen zu treffen. Dieß will ich dahin gestellt seyn lassen, und nichts darüber entscheiden, auch will ich nicht nachforschen, ob derselbe so schwach gewesen, sich durch arglistige Vorstellungen seiner Räthe verführen zu lassen. Der Name des Königs ist mir immer heilig, ich will ihn nicht durch unanständige Zumuthungen entweihen.

Von der Sache selbst, von den Grausamkeiten und Bosheiten, so wie sie in ihrem Briefe schreiben, und nach den Sagen anderer Leute, von den lasterhaften und unmenschlichen Handlungen wäre es zu wünschen, daß wenigstens ihre Abscheulichkeit dem Anblick empfindsamer Menschen entzogen würde. Man wende sich ab von der lasterhaften Raserey der Pariser, und von dem daher reißenden Strom der Wuth des Blutvergießens, der die Städte und Marktflecke überschwemmte, und das ganze Königreich mit Mordsucht anfüllte. Man nützte wohl bey diesen Umständen diese von ihnen so sehr angerühmte königl. Mildthätigkeit? Die Vorfälle selbst beweisen es, daß die Sachen

chen ganz anders, als wie sie es erzählen vorgiengen.

Die Kundmachung der königl. Edikte, welche nach schon geschehener That die Ausübung der Mordthaten verboten hatten, waren von der nämlichen Wirkung als das Benehmen jenes Hirten in der Fabel, welcher mit den Fingern wieß, wohin der Wolf, der die Heerde zerriß, entflohen war, und der mit einem Augenwink seinen Schlupfwinkel entdeckte. Wenn man die Greulthaten, die in den übrigen Städten Frankreichs verübt wurden, mit Stillschweigen übergehen will, so ist schon dasjenige, was in Lyon und Toulouse vorgieng, hinlänglich, Jedermann zum Entsetzen und Schrecken zu bewegen. Diese hier und anderwärts begangene alle Vorstellung übersteigende Verbrechen, da sie so sehr die menschliche Natur schänden, die Religion mit Füßen treten, und das Band der bürgerlichen Einigkeit zerreißen, fordern gewiß die göttliche Gerechtigkeit auf, dieselben zu bestrafen, und vorzüglich alle diese Uebel an den Urhebern derselben zu rächen.

Bey allen diesen so schrecklichen allgemeinen Landesplagen sollte man nicht, wie sie es thun, das Betragen des Königs so hocherheben, son-

dern vielmehr ihn beklagen, daß er zum Unglücke sich durch böse Rathschläge habe verführen lassen. Ich sage, daß man den König beklagen müsse, denn die Uebel seiner Jugend und Unerfahrenheit, die man benutzt hatte, zuschreiben, hieße nicht nur allein seine Hoheit und Majestät verletzen, sondern der Vorsehung selbst, welche die Herzen der Menschen prüft, vorgreifen.

Ich bin ein Ausländer, besitze anbei keine besondere Würde noch Ansehen, vielweniger den Glanz des Stammes, daß es also nicht viel daran liegt, wie ich denke und was ich schreibe. Allein dies kann ich doch auch richtig behaupten, daß ich ihre Nation immer schätze, ja, wenn sie darauf achten, ihr Freund bin. Allein immer trift sie der Spruch des Hesiodus: oft büßen ganze Städte die Sünde eines Mannes.

Mit Worten sich begnügen zu lassen, ist nicht Jedermanns Sache. Allein wer könnte wohl immer die Rede des in Eifer gerathenen Sprechers zurückhalten? Wenn sie aber gemäß der zwischen uns bestehenden Freundschaft und der Zuneigung, die ich für ihre Nation habe, meiner Ermahnung, einigen Werth beilegen, so wollte ich Ihnen rathen,

then, von dergleichen Schriften schlechterdings abzustehen. Denn durch Beschreibung dieser Dinge werden nur die alten Wunden wieder erneuert, und die Gemüther erbittert, welches nicht geschehen wäre, wenn die Hülle der Vergessenheit sie dem Anblicke entzogen hätte. Man sollte hier dem Verse des Orakels gehorchen, welches gebietet, eine Stätte unberührt zu laßen, die fest und unbeweglich bleiben muß. Dadurch werden wir sehr weise erinnert, nichts an das Licht zubringen, was im Verborgnen zu ruhen bestimmt gewesen.

Es ist offenbar, daß bereits eine Menge Schriften sind bekannt geworden, welche neuere Erzählungen mit Grunde wiederlegen. Es ist leicht vorauszusehen, daß dieselben um so mehr vervielfältigt werden, je häufiger ihrer mit neuen Schutzreden auftreten. Cicero sagt: die Wahrheit besitzt die Kraft, daß sie gegen jeden menschlichen Witz, Arglist, Verschlagenheit und Erdichtungen, durch sich selbst ganz leicht den Sieg davon trägt. Es ist also vergeblich, klar erwiesene Dinge, durch den Anstrich der Erdichtung und der Deklamation verdrehen zu wollen. Wenn man erweisen wollte, daß die Verschwornen wirklich sich zur Begehung der ihnen zur Last gelegten Verbrechen

brechen verbunden, so hätte es zu derselben Zeit geschehen sollen, das es ihnen zugestanden, die Beschuldigung zu beantworten, und sich gegen die Vorwürfe zu vertheidigen.

Wenn der Admiral, so wie es in ihrem Briefe heist, in der That ein so boshafter Mann gewesen, so wäre man doch nicht berechtigt, seinem Leben nachzustellen, sondern ihn öffentlich gefangen zu nehmen, untersuchen, überweisen und bestrafen zu lassen. Und da er selbst nach ihrem Ausspruche viele lobenswürdige Eigenschaften und Verdienste um das Vaterland besaß, so gebührte es sich, ihn auf eine Art zu behandeln, die seinem Charakter entsprochen hätte. Was half es dann, ihn nach seinem traurigen Ende zu bedauern?

Ich wünsche es zur Ehre der Menschheit, die Sachen möchten sich nicht so verhalten, wie man davon allgemein spricht. Allein um meine Antwort auf ihrem Brief abzukürzen, wähle ich mir itzt einen Punkt, wohin ich meine Vertheidigungsart zusammenziehen werde. Ein grausames Urtheil verdammt also diejenigen, welche einer Religion beipflichten, deren Lehrsätze den Gegenstand der Streitigkeiten der gelehrtesten Theologen ausgemachten, ohne zu einer völligen Entscheidung zu gelangen;

langen; diese Leute bemüht man sich durch Verheißungen und Drohungen zur Abschwörung des Glaubens zubewegen, die es zu thun sich weigerten, gegen die verfuhr man mit Lebensstrafen und Landesverweisungen. Welche nun entweder durch die Hofnung oder Furcht verleitet wurden, wider ihre innere Ueberzeugung eine andere Glaubenslehre zu bekennen; wurden diese nicht sowohl gegen Gott als Menschen ungetreu gemacht? In diesen Umständen muß es geschehen, daß das Gewißen mit fortwährenden Zweifeln gequält wird, und Heucheley die Oberhand gewinne.

In der Geschichte kömmt eine merkwürdige und zu meiner Absicht dienliche Stelle vor, sie betrift das Verhalten eines rechtglaugen Ministers am Hofe des arianischen Theodorichs. Er war ein Liebling des Regenten, und um diesen ganz zu gewinnen, stellte er sich, als wäre er von der Wahrheit der arianischen Lehrsätze überzeugt, und zu ihrer Annehmung bewogen werden. Theodorich merkte die Verstellung dieses Treulosen. Er entbrandte für Zorn wegen dieser Bosheit, und ließ ihn hinrichten, dabey sagte er: er könnte sich künftig von seinen Dienern keine Treue versprechen, der an Gott

selbst

selbst eine Untreue begangen. Es ist wohl zu bedenken, wie übel es gethan sey, Leute von verschiedenen Religionsgrundsätzen nicht durch Ueberzeugung sondern durch Furcht und Verheisungen zur Veränderung derselben zu bewegen. Diese Ueberredungen und Zwang bewirken höchstens eine äußerliche Uebereinstimmung, das Herz und der Verstand widerspricht immer den Handlungen, weil sie zum Schein ausgeübt werden. Man glaubt dieß Verfahren dadurch zu rechtfertigen, indem man behauptet, daß auf solche Weise geboten wäre, die Irrenden in den Schafstall Christi wieder einzuführen. O ein breiter Weg zur Verführung und Verderben, zur Heucheley in Religionssachen! Allein davon genug.

Ich wundere mich sehr, wie sie mir auftragen können, einen Schutzredner desjenigen, was in Frankreich vorgieng, abzugeben, einem Manne, von dem sie wissen, daß er in einem Lande wohne, dessen Bewohner der nämlichen Religion beipflichten, wegen welcher in ihrem Lande so grausame Verfolgungen entstanden. Was für Schiedsrichter glauben sie in einer Sache zu finden, wegen welcher sie eben die Franzosen verabscheuen, und verwünschen? der größte Theil von Deutschland,

land, ganz Dänemark, Schweden, England, viel von Polen und Ungarn bekennen sich zu eben derselben Religion, die dem göttl. Worte so gemäs ist. Allen diesen Nationen sind die Unternehmungen zur Unterdrückung der wahren Lehre fast ärgerlich und anstößig; Kurz der jüngst zusammenberufene Tridentinische Kirchenrath wird mit Schmähworten, die ich mich hier zu wiederholen schäme, beschimpft. Was soll ich nun, ich bitte sie, denenjenigen sagen, unter denen ich lebe? und was soll ich selbst denken, der ich selbst der evangelischen Lehre zugethan bin? Die Achtung ihrer Nation ist bei meinen Landsleuten völlig gesunken, denn alles was diese vornimmt, wird als die Verletzung der Rechte der Menschheit, und des Umsturzes der Religion angesehen. Sie werden durch die Namen der Ketzer, den man ihnen beilegt, wie billig auf das äuserste gereizt, und sie verabscheuen die garstigen Kunstgriffe, womit man die Unglücklichen unter das römische Joch zu bringen sich bemühet. Kann ich wohl bei diesen Umständen als ein Ausleger der guten Sache von Frankreich auftreten?

Von allen diesen, wie ich es schon erwehnet, habe ich bis zum Ueberfluße gesprochen.

Es ist zu erstaunen, wenn man es bedenkt, daß so viele und lange Zeit veraltete Kirchen, die gegen so manche Unfälle bestanden waren, die selbst durch den göttlichen Beistand geschützt zu werden schienen, denen die Könige und Fürsten Freiheiten und Vorrechte ertheilen, jetzt durch das königliche Edickt gleich wie von Donner getroffen, zerschmettert werden sollten. Glauben sie nur mein Freund, daß es dabei nicht bleiben sondern noch manches Unheil und Streitigkeiten nach sich ziehen werde.

Ihr alten und klugen Männer hättet es in Erwegung ziehen sollen, auf was für eine Art die Tridentinische Versammlung zu Stande gekommen, was man darinn verhandelte, was für Beschuldigungen man ihr entgegen stellte, und sie bestritte, bevor ihr euch entschlossen, das königl. Ansehen zu mißbrauchen, und das Edickt geltend zu machen. Was kann aber betrübteres gedacht werden? als Leute von der Kirche Christi ausschließen zu wollen, die man wegen der Verschiedenheit der Lehrsätze für Ketzer ansieht.

Wenn nun überall Nachrichten einlaufen, daß man diejenigen, die sich durch wahre Frömmigkeit und einem reinen Gottesdienste von andern Bürgern in Frankreich unterschieden,

desweg=

deswegen mit grausamen Todesstrafen, als selbst die Straßenräuber und Aufrührer belege, soll dies nicht Schaudern und Entsetzen hervorbringen? Wo bleiben itzt die Lobsprüche mein Bester! nach welchen sie ihre Nation wegen ihrer Aufklärung und Gottesfurcht, und wegen der Liebe für ihre Könige über andere Völker erheben! Wo bleiben diese Lobsprüche, die itzt durch entgegengesetzte Beispiele wiederlegt werden? diese Beispiele beweisen es, daß man die Protestanten durch grausame Mittel zur Abschwörung der Religion gezwungen. Die Tugendhaften darunter verachteten alle Arten der zeitlichen Uebel, die Schwachen aber unterlagen, mehr aus Betäubung als aus bösen Vorsatze.

Es ist falsch, wenn man behauptet, daß die Protestanten in Frankreich von allen innerlichen Unruhen und bürgerlichen Kriegen die Hauptursache gewesen; sowohl ihre Aufführung, das Bekenntniß ihrer Lehrsätze, als auch vorzüglich schon ihre Erziehung und die Schriften ihrer Theologen bezeigen das Gegentheil. Diese Verläumdung traf schon die Christen der ersten Kirche, diejenigen also, die sich bestreben, ihnen nachzukommen, werden auf gleiche weise geschändet. Es gab schon unter

denselben viele, die zu den Waffen griffen, und an dem Streite Theil nahmen, aber es mangelt nicht an Vertheidigungen, wodurch sie gerechtfertigt werden.

Mann sagt, die Protestanten waren Aufrührer, weil sie den Befehlen des Königs nicht gehorchten, und die Anordnungen der Obrigkeiten nicht achteten. Die Antwort darauf ist in Bereitschaft. Das Gesetz Gottes gilt vor den Gesetzen der Menschen. Man muß untersuchen, was die Veranlassung zu der Wiederstrebung gegeben. Sollten sie ungerechten Befehlen Folge leisten, dann war der Vorwurf des Ungehorsams nicht gegründet.

Zwey verschiedene Religionen sollen in einem Staate nicht zugelassen werden. Allein es ist nicht bewiesen, wienach sich diese Verschiedenheit verhalte, um den Vorzug zu bestimmen, da jede Parthey auf ihren Sätzen beharre. Die christliche Religion überhaupt betrachtet, leidet es nicht, daß die Verschiedenheit der Glaubenslehre einigen Nachtheil nach sich ziehe, um die Ausschließung in der Ausübung des Gottesdienste daraus zu folgern. Der Unterschied besteht blos darinn: welche Wahrheit vor den andern, der innerlichen Ueberzeugung nach, nicht aber in Beziehung

auf

auf die Ausübung anzunehmen sey, der Staats-Verfassung geht es daher nichts an, die Sache des Gewissens zu untersuchen, sondern nur auf den Religions Mißbrauch aufmerksam zu seyn.

Blos theoretische Religionsstreitigkeiten schaden nicht, denn dadurch wird der Gegenstand immer mehr erläutert und beleuchtet. In den deutschen Kirchen sind an vielen Orten von der römischen Lithurgie unterschiedene Gebräuche, ja oft findet man in der nämlichen Stadt mancherley Zeremoniel, demungeacht wird alles ordentlich und ruhig vorgenommen. Dann alle Ausschweisungen, die jemals entstanden, wurden durch ganz andere Ursachen, als die Verschiedenheit der Religionen, erregt; obgleich es oft geschahe, daß man die Religion fälschlich zum Beweggrunde der Empörungen angab. Dies, wenn es geschieht, zieht immer die Strafe Gottes nach sich. Dennoch hat man behutsam vorzugehen, damit nicht die Unschuldigen verläumdet, die Schuldigen aber des Vorwurfs entledigt würden.

Es wär nämlich zu wünschen, daß in einem Staate alle Religionspartheyen in der Einigkeit lebten, oder vielmehr unter einerley Religionssystem gebracht werden könnten, da es aber bisher der göttliche Wille ist, verschie-

dene Religionen bestehen zu lassen, so sollen die Menschen den göttlichen Anordnungen nicht wiederstreben, und die Sachen nach ihrem Eigensinne einzurichten sich bemühen.

Um eine Gleichförmigkeit der Religionen im Staate zu treffen, ist es ungerecht und grausam; Leute, die sich in ihren Lehrsätzen von dem herrschenden Glauben des Landes unterscheiden, zur Annehmung des Bekenntnißes dieses Letztern zuzwingen. Sie können denjenigen unmöglich beipflichten, von dessen Wahrheit sie innerlich nicht überzeugt sind, oder gegen das sie sogar einen Haß und Abscheu tragen; derjenigen Nachtheile nicht zu gedenken, welche nur gar zu oft aus dergleichen erzwungenen Bekenntnißen zu entstehen pflegen.

Die Katholischen gestehen es selbst, daß ihre Religion, besonders was die Kirchenzucht und Ordnung betrift, noch nicht in einem Stande der Vollkommenheit sich befinde, und daß die Vorsteher entweder zu saumselig waren, dergleichen Mißbräuche zu verbessern, oder daß sie auch mit Fleiß nachsehen was auf die Abstellung mancherley Mängel keinen Bedacht nehmen. In dieser Hinsicht ist hier die politische Lehre anwendbar, daß nämlich die vornehmste Sorge derjenigen, die das Staats-

ruder führen, darin bestehen solle, darauf zu achten, womit aller Zwist und Unruhe aus der bürgerlichen Gesellschaft verbannt werde. Welches ob es gleich große Mühe und Wachsamkeit erfordert, so ist auch dagegen das Verdienst um so rühmlicher, und ziehet nach sich die heilsamsten Wirkungen.

Ich weiß, daß man unsern Religionsverwandten die nämlichen Vorwürfe der Zwitracht und der Uneinigkeiten macht, und solche durch mancherley verläumderische Zusätze um so gehäßiger vorzustellen sich bestrebt. Allein der Grund unserer heiligen Religion besteht aller dieser Unternehmungen unserer Feinde ungeachtet durch die Gnade Gottes unerschüttert. Die Flamme der Verfolgungen hat die Edelsteine und das Gold nicht angegriffen, sondern blos die Stoppeln verzehrt. Das Schicksal hat unsere Kirche mit dem ersten Christenthum gemein. Wir hoffen, daß Gott gemäs seinen unerforschlichen Rathschlüßen alles das Uebel und Elend, so wir itzt um Christi Willen ertragen, einst in unserer Kirche zur Verbreitung seiner Glorie und zu unserer wahren Glückseligkeit gedeihen lassen werde. Die Welt mag sich immer dawider setzen, als der es blos zusteht, die irrdischen Streithändel

beyzulegen, Urtheile zu fällen, anzuordnen, vorzukehren, und zu verwalten, nicht aber den Gang göttlicher Dinge zu hemmen, und gleich dem Sprichworte, den Stachel gegen die Mauer zu weuden. Allein ich muß einmal an den Schluß meines Briefes, der gegen meine Absicht ohne dem weitläuftig ausfiel, gedenken.

Ich bitte sie also, mir es nicht übel zunehmen, wenn ich die von ihnen mir aufgetragene Vertheidigung derjenigen Dinge, die kürzlich in Frankreich vergiengen, und in ganz Europa ein so großes Aufsehen machten, ablehne. Wie ich es bereits gemeldet, so schätze ich die französische Nation, nichts würde mir angenehmer seyen, als durch mein Zuthun etwas zu ihrem Ruhme beizutragen. Allein in Dingen, die Schande nach sich ziehen, kann ich unmöglich einen Schutzredner abgeben. Alles ist klar und erwiesen, jedermann bekannt, der Gegenstand öffentlicher Gespräche und Schriften. Ich kann das geschehene nicht vernichten, nicht dem Gedächtniße der Menschen entreißen, nicht ihre Denkart verändern.

Aus dem Schwarzen kann ich nicht das Weiße und aus dem Dunklen nicht das Licht machen. Leben sie recht wohl mein bester! den 15 April an St. Eupfemien Feste, den 15

Tag

Tag nach der Erhaltung ihres Briefs. Im Jahre Christi 1573.

Nachschrift.

Dies ist also meine aufrichtige Erklärung über die Punkte ihres Briefes, den ich eben zu beantworten die Ehre hatte. Es ist zwar der Ordnung nach nicht alles einzeln und für sich abgehandelt worden, allein im Zusammenhange glaube ich doch alles berührt zu haben. Nach der Ausfertigung meiner Antwort vernehme ich die Nachricht, daß Jemand, der sich für den Gesandten des Königs von Frankreich ausgab, angekommen, und einiges Geld zur Anwerbung einer gewissen Zahl von Reitern mitgebracht hätte. Obgleich man nun immer Leute genug findet, die ums Geld zum Betriebe aller Arten von Geschäften und Händeln sich brauchen lassen, so bemühte sich in dieser Rücksicht der Gesandte und sein einnehmendes Reden die Leute zum Beifall über das Verfahren der französischen Regierung gegen die Protestanten zu bewegen, zu welchem Ende er Abschriften von ihrem Briefe ausstreute, und überall, wo es sich thun ließ einen Vertheidiger dieser Angelegenheiten abgab. Er benahm sich in allen nach der Art, als ob er

allen auch den geringsten Zweifel und jede Bedenklichkeit aus dem Grunde hebe, oder er glaubte vielmehr, daß Niemand in seinen Vorgeben einen Verdacht setzen sollte.

Die Aufnahme entsprach nicht seiner Erwartung. Viele die ihren Brief laßen, anstatt überzeugt zu werden, fingen von neuen an, über die Vorfälle in Frankreich aufgebracht zu werden. Sie wurden unwillig, Dinge vertheidigen zu hören, deren Ungerechtigkeit so zu sagen geometrisch erwiesen worden. Da also klar zu ersehen ist, daß die Rechtmäßigkeit dieses Verfahrens nicht zu beweisen, ja nicht einmal als wahrscheinlich zu vertheidigen kommt, so ist es rathsam, viel eher von dieser ganzen Sache zu schweigen, als durch ihre Berührung derselben Häßlichkeit aufzudecken, und die Leute zum Haß und Erbiterung zu bewegen. Man sollte hier wie bei den verzweifelten Krankheiten zu Werke gehen, wo die Aerzte alle Hülfsmittel aufgeben, und das heilende sowohl als Schädliche für gleichgültig ansehen.

Dieß ist also das Urtheil des Publikums über meine Anordnungen. Ueberall wo man hinkömmt hört man Klagen und Beschwerden über das Ministerium, überall bedauern über

die

die unglücklichen Opfer der Grausamkeit. In den Gesprächen macht man Vorwürfe über die Ungerechtigkeit, und in den Schriften findet man Schilderungen von diesen abscheulichen Handlungen. Nun erwägen sie es noch einmal bei sich selbst, ob es wohl möglich ist, die Leute eines bessern zu belehren, oder zur Beistimmung ihrer Denkart einzuleiten. Sie sind einmal von dem Gegentheil durch unumstößliche Gründe überzeugt, ihr Herz ist von der Abneigung gegen jede Vertheidigung durchgehends eingenommen, was läßt sich da weiter vornehmen?

Jede Vertheidigung neuer Angelegenheiten würde unsere Religion auf das höchste beleidigen, denn diese wird nicht nur allein von euch als falsch erklärt, sondern auch als die größten Verbrechen mit Feuer und Schwert verfolgt. Was sollen also diejenigen dazu sagen, denen man einen gesunden Sinn nicht absprechen kann? Solten sie es nicht wissen, daß die Gegner ihre Religion, wenn sie die Kräfte hätten, solche zu ihrer gänzlichen Vertilgung anwenden würden, und daß sie nichts so sehr, als eben diesen Erfolg wünschen. Was aber bereits schon oben angezeigt worden war, und von den Uebelgesinnten häufig auf die gehäßigste

häßigste Art vorgebracht wird, ist dieses, als wenn die Religion, die von euch so grausam verfolgt wird, und wozu sich unsere Leute bekennen, nicht dieselbe wäre, wodurch es dann erfolgen muß, daß die auf solche Art verläumdeten nie zur Billigung eines solchen Verfahrens gebracht werden können. Es ist unleugbar, daß der Vorwurf auch diejenigen Religionsverwandten treffe, welche die nämlichen Lehrsätze behaupten. Denn ob es gleich einige Artickel giebt, die eine Erklärung erfordern, und die Meinungen sich in etwas von einander unterscheiden, so liegt der Unterschied mehr in den Worten als der Sache selbst, und es sind zum Theil die Ungelehrten Stolzen Leichtsinnigen, theils die Unruhigen, Verwegenen und Boshaften, die man überall häufig findet, welche Unruhen und Zwist verursachen. Durch dergleichen Uneinigkeiten und Zänkereien wird das Band der christlichen Bruderliebe zerreißen, und die Kirche Christi den Verfolgungen ausgesetzt. In der christlichen Religion herrscht also überall die genaueste Verbindung, und der ordentlichste Zusammenhang der Glaubenssätze; das Bekenntniß ist überall gleichförmig und gleichlautend, und wenn ja irgend einige Zweifel entstehen, so

wird

wird solches in den freyen Versammlungen erläutert und aufgeklärt.

Von den von mir erwähnten neuern Sachen betreffenden Schriften, als welche einigermaaßen weitläuftig sind, konnte ich hier nichts beyfügen, sie sind im gemeinschaftlichen Umlaufe, und werden so von einigen Leuten hergeschickt, als sie die Unsrigen euch überbringen. Ich hoffe, daß sie gemäß der zwischen uns bestehenden Freundschaft alles als Merkmale meiner für sie hegenden Hochachtung annehmen, und die freymüthige Eröfnnng meiner Gesinnungen als Beweise der Aufrichtigkeit gelten lassen werden.

Aus Kaysers Maximilian des andern Sendbrief an Lasarum von Schwendi das französische Blutbad betreffend.

Ex Melch: Goldasti, F. R. I. Constitutiones edit. Francof. 1607 part. 3 n 30. pag 208.

Lieber von Schwendi, ich habe euer Schreiben wohl empfangen und vernommen: nehme auch euer treuherzig christlich Mitleiden, so ihr mit

mit meiner Schwachheit tragt, mit sonderm Danke an. Der ewige Gott, in dessen Hand alle Dinge stehen, der mache mit mir nach seinem göttlichen Willen, der ich ihm um alles Lob und Dank sage, denn er am besten weiß, was mir nütze oder schädlich, und ich mit seinem göttlichen Willen geduldig, und nun gar wohl zufrieden bin. Denn es leider auf dieser Welt dermaaßen zugehet, daß einer dabey wenig Lust und Ruhe hat: Aber Widerwärtigkeiten, Untreu, Unerbarlichkeit ist immer vollauf. Der Herr will sich unser erbarmen, und solches Uebel von seiner Christenheit abwenden. Ja es wäre nicht ein Wunder, daß einer bey diesem Wesen gar blitzblau und toll würde: Davon viel zu schreiben wäre. Mit meiner Schwachheit schickt es sich, Gott Lob, fein gemach zur Besserung, der Herr sey gelobt, und alles, was er machet! So viel die redliche That, so die Franzosen mit dem Admiral und den Seinigen tyrannischer Weise erzeigt haben. Die kann ich gar nicht loben, und habe es mit herzlichen Leid vernommen, daß sich mein Tochtermann zu einem solchen schändlichen Blutbade hat bereden lassen. Doch weiß ich so viel, daß mehr andere Leute als er selber regieren. Aber nichts destoweniger läßt es

sich

sich damit beschönigen: ist auch damit nichts ausgericht. Wollte Gott, er hätte mich zu Rathe gefragt, wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben, daß er dieses gewißlich nimmermehr mit meinem Rathe gethan hätte. Er hat ihm hierdurch einen Flecken angehängt, den er nicht leichtlich ablegen wird. Gott verzeihe es denen, so daran schuldig. Dann ich höchlichen besorge, daß sie es erst mit der Zeit erfahren werden, was sie Gutes damit gewirkt haben. Und es in der Wahrheit nicht anders, als wie ihr vernünftig schreibet, das Religionssachen nicht mit dem Schwerdt wollen gerichtet und gehandelt werden. Kein Ehrbarer, Gottesfürchtiger und Friedliebender wird es auch anders sagen. Zu dem, so hat uns Christus und seine Apostel viel ein anderes gelehrt. Denn ihr Schwerdt ist die Zunge, Lehrer Gotteswort und christlicher Wandel gewest: Auch ihr Leben uns dahin reitzen solle, wie sie, und so weit sie Christo nachgefolgt, ihnen nachzufolgen. Zudem, sollen die tollen Leute nunmehr billig in so viel Jahren gesehen und erfahren haben, daß es mit den tyrannischen Köpfen und Brennen sich nicht will thun lassen. In Summa, mir gefällt es gar nicht, und werde es auch nimmermehr loben, es wäre

denn Sache, daß Gott über mich verhängte, daß ich toll und unsinnig würde: dafür ich aber treulich bitten will. Ja ich kann euch nicht verhalten, daß etliche unverschämte und verlogene Buben seyn, die da haben dürfen sagen, was der Franzos in diesem Fall gethan hätte, das wäre nicht allein mit meinem Vorwissen, sondern auch Rath geschehen, daran thut man mir, Gott weiß, vor ihnen und der Welt Unrecht. Aber ich habe der unbilligen und unwahrhaften Possen wohl mehr schlucken müssen. Ich befehle aber alles meinem lieben Gott, der wird das Unbillige seiner Zeit wissen zuwenden und zu strafen.

Hotmanns

eines berühmten Augenzeugens

wahrhafte und simple Erzählung

der

Pariser Bluthochzeit.

Es wäre zu wünschen, man könnte das Andenken an jene rasende Wuth und an die Mordthaten, die man sich jüngsthin in Frankreichs Städten erlaubte, auf immer aus dem Gedächtniß der Menschen vertilgen. Die Schande, womit sich die Franzosen bei dieser Gelegenheit gebrandmarkt haben, ist so groß, daß sich die Meisten schon ihres, mit den schändlichsten Lastern, mit Treulosigkeit und Grausamkeit besudelten Vaterlands schämen. Weil aber hin und wieder Scharteken zum Vorschein kommen, die aus der Feder durch Geld erkaufter Schmeichler fließen, Scharteken, in denen man, auf die unverschämteste Weise, Erdichtung für Wahrheit ausgiebt, so glaube ich es der Nachwelt schuldig zu seyn, ihr diese Geschichte, wie sie sich wirklich zutrug, zu überliefern, denn sowohl mein eigenes Un-

glück, als auch die Nachrichten von Augenzeugen dieser schändlichen Gemetzel, setzen mich in Stand, es zu können.

Im Jahr Christi 1561, da wegen der Menge derjenigen, die sich zu der sogenannten reformirten Religion bekannten, Frankreich große Unruhen bedrohten, weil die damals gewöhnliche Todesstrafe derjenigen, die dieser Religion zugethan waren, darin bestand, daß sie, bei Verlust aller ihrer Güter, die der König einzog, verbrannt wurden, wurde auf Begehren aller Vornehmen und Adelichen in dem königlichen Schlosse Sankt Germain in Laye, nahe bei Paris eine Versammlung aller Stände gehalten, wo in Gegenwart und auf Veranlassung des jetzt regierenden Königs Karls IX, beschlossen wurde, daß es künftig niemand mehr zum Nachtheil gereichen solle, diese Religion zu bekennen und daß, um sie auszuüben, es völlig erlaubt seyn solle, Zusammenkünfte und öffentliche Versammlungen, jedoch nur in den Vorstädten der Städte zu halten.

Bei diesem Reichstage war der Herzog, Franz von Guise, vom lothringischen Geblüte, welcher damals am französischen Hofe den Po-

sten

sten eines Oberhofmarschalls bekleidete, nicht gegenwärtig und glühte vor Unwillen und Zorn, als ihm der Beschluß hinterbracht wurde. Da einige Tage darauf in Vassaye, einem Städtchen von Champagne, von jenen Religionsverwandten der Gottesdienst gehalten wurde, sprengte er mit einer Anzahl bewaffneter Mannschaft unter sie und tödtete zweihundert Personen beiderlei Geschlechts.

Zu den Religiosen (denn so werden wir sie wegen der im Französischen gebräuchlichen Benennung, künftig nennen,) gehörte auch Ludwig Bourbon Kondee, aus königlichem Geblüte, von der Stadt gleiches Namens also genannt, und der wegen seiner Verwandschaft mit dem königlichen Hause im großen Ansehn stand. Da sich also Guise jenem königlichen Gesetze, mit so vieler Heftigkeit widersetzte, da er es, so viel an ihm war, umstürzte und die durch eben dieses Gesetz begründete Ruhe des Königreichs störte, kamen Kaspar Koligny, Admiral des Königreichs und sein Bruder, Franz Adolph, Kommendant der Infanterie, nebst den übrigen vornehmen und adelichen Reformirten, zu ihm und beschwerten sich wechselsweise über dessen grobe Beleidigung und

verwegene Zügellosigkeit. Wegen der Jugend des Königs war damals Katharine von Medizis, eine Florentinerin, Tochter des Bruders des Pabstes Klemens und des Königs Karls Mutter, Reichsverweserin. Denn obwohl, nach den französischen Staatsgrundgesetzen, die Weiber weder zur Thronfolge noch zur Regierungsverwaltung zugelassen werden durften, so wurde die Medizäische Königsmutter doch wegen der Unfähigkeit des Königs Anton von Navarra, dem eigentlich die Vormundschaft gebührte, gegen die Gewohnheit, zur Reichsverwesung zugelassen. Diese, weil sie den Stolz und den Starrsinn der Guisen fürchtete, schrieb dem Prinzen von Kondee eigenhändig, (dieses Schreiben ist noch vorhanden und ward auf dem Reichstag der deutschen Fürsten zu Frankfurt, wo der Kaiser Ferdinand präsidirte, vor beinahe zehn Jahren hervorgezogen und öffentlich abgelesen) und bat ihn inständig, sie in dieser Noth und Beklemmung nicht zu verlassen, sondern sowohl die Mutter als Kinder, das heist, sie, den König und des Königs Bruder, in seinen Schutz zu nehmen und sobald als möglich, für das allgemeine Wohl zu wirken; seine geleisteten Dienste würden sich so tief in das Herz des Königs einprägen,

daß

daß er sie nie vergessen werde. Guise, dem wohl bewust war, wie viel Gewicht des Königs Namen in Frankreich habe, leitete es, um nicht sowohl nach seinem als nach königlichem Gutdünken zu verfahren, dergestalt ein, daß er sich, mittelst geschickter Helfershelfer, des Königs bemächtigte. Darüber entstanden vorzüglich unter dem französischen Adel alsobald Mißhelligkeiten. Kaum erfuhr es Kondee, so hielt er es auf Anrathen seiner Freunde für gut, einige Städte in Besitz zu nehmen, sie mit hinlänglicher Besatzung zu versehen, und auf solche Weise nahm der erste bürgerliche Krieg seinen Anfang. Kondee gab die Vertheidigung des Königs für die Ursache seiner Rüstung aus, woran das Wohl des Staats hinge, die ohne das gewisse Verderben des französischen Volks und ohne den Untergang des Adels zu befördern, nicht unterlassen werden könne und dieses wegen der unglaublichen Menge derjenigen, die täglich zu jener Religion übergingen, wovon diejenigen, die durch Geburt, Würden und Reichthümer sich auszeichneten, die Todesstrafe und Grausamkeit nicht dulden zu müssen glaubten, womit ihre Glaubensgenossen gezüchtigt wurden. Ueberdieß sahen sie es ungern, daß Guise,

 ein

ein Fremdling, der aus einem Winkel Lothringens herkam, der sich in Frankreich eingenistet hatte, sich daselbst einen Stolz und eine solche Herrschaft und Macht anmaßte. Dazu kam der König, in besonderer Neigung den Frieden zu erhalten und die Wuth der Guisen zu unterdrücken. Es versammelten sich über 20,000 Mann, die bloß der Königin zu Gebote standen, sich auf die Seite der Religiosen schlugen und sich zur Vertheidigung dieser Religion verbanden; denn schon damals widersetzten sie sich der königlichen Gewalt. Nach einigen Schlachten, nach vielem Verlust auf beiden Seiten und nach der Ermordung des Guise, wurde im folgenden Jahre, der Friede unter der Bedingung geschlossen, daß die Religiosen bei völliger Religionsfreiheit bleiben und ihnen ihre Versammlungen und gottesfürchtige Uebungen an bestimmten Oertern zu halten erlaubt seyn solle. Indessen galt dieser Frieden nicht an allen Orten 5 Jahre, denn in den meisten Städten und Distrikten fügten die Obrigkeiten, welche der katholischen Religion zugethan waren, den Religiosen alle erdenkliche Beleidigungen zu.

Da nun Ferdinand Alvarez, gewöhnlich Herzog von Alba genannt, nach Belgien, welches

ches gegen den Willen des Königs von Spanien, die reformirte Religion angenommen hatte, mit einem Kriegsheer, das an den Gränzen von Frankreich zusammen gezogen war, einbrach, ließ die Königin Mutter 6000 Schweizer anwerben und wie sie vorgab, nach Frankreich zur Besatzung marschiren. Wie aber der Erfolg lehrte, geschah es bloß in der Absicht, Kondee, den Admiral und die übrigen vornehmen Religiosen, wenn sie den ihnen gelegten Fallstricken entgingen und sich durch die Waffen vertheidigen wollten, unversehens zu überfallen; denn die Höflinge, welche dieses Unternehmen einleiteten, traueten damals den französischen Soldaten nicht recht.

Um unserm Zwecke näher zu rücken, müssen wir hier vieles übergehen, was damals die Erneuerung des Krieges beförderte. Nachdem der Krieg an 6 Monate gedauert hatte, wurde unter den obenangeführten Bedingungen Frieden gemacht, daß nämlich allen erlaubt seyn solle, die reformirte Religion zu bekennen und auszuüben. Bei jedem Kriege war dieß immer die letzte Bedingung des Friedens und nach wenigen Tagen oder Monaten, sah man bald, daß dieser neue Frieden voll

Betrug und Fallstricke, oder so zu sagen, gar kein Frieden, sondern der grausamste Krieg in den Namen des Friedens gehüllt sey; denn gleich darauf wurden alle Städte, welche die Religiosen übergeben hatten, in Besitz genommen und Besatzung von der Gegenparthei hineingelegt, einen einzigen Seehafen an der Gränze von Xantogne, Rupilla, insgemein Rochelle genannt, ausgenommen. Die Einwohner dieser Stadt hatten sich vor ungefehr zweihundert Jahren, dem Könige unter dieser Bedingung unterworfen, daß sie, gegen ihren Willen, nie Besatzung einzunehmen gezwungen seyn sollten. Zugleich bekamen Kondee und der Admiral Nachricht, daß Tavannes, ein unternehmender und bösartiger Mann, der unlängst Marschall des Reichs geworden war, neuerdings gegen sie kabalire, dem sie entweder schnell zuvor kommen oder erwarten müsten, von ihm überrumpelt und der Grausamkeit ihrer Feinde überliefert zu werden. Auf diese Nachricht eilten sie nach Rochelle und nahmen ihre Weiber und Kinder mit sich, welches der Anfang des dritten verheerenden und schrecklichen Bürgerkriegs war.

Am Hofe befand sich damals der Kardinal Karl von Lothringen, des im ersten Kriege umge-

umgebrachten Guise leiblicher Bruder, der für den schlauesten und verschlagensten unter allen Höflingen gehalten wurde, aber einen rauhen, grausamen, unruhigen Karakter hatte, so daß man ihn so gar in Rom nicht leiden wollte. Ihn schilderten die Religiosen als den heftigsten und gefährlichsten Feind der reformirten Kirche, fürchteten ihn vor allen andern wegen seines harten Karakters und nannten ihn die Fackel, welche allen bürgerlichen Brand angezündet hätte. Eben dieser Kardinal überredete den König, beim Anfang des dritten bürgerlichen Krieges, ein Edikt herauszugeben, daß niemand eine andere als die römisch-katholische Religion bekennen solle; wer sich aber zu einer andern schlüge, solle für einen Feind angesehen werden. Es stand in diesem Edikte, das zu Paris gedruckt war, ausdrücklich jene Rede, die wegen der Neuheit der Sache und weil sie den königlichen Namen mit dem schändlichsten Meineid und mit Treulosigkeit brandmarkte, in den spätern Herausgaben ausgelassen wurde. Obwohl der König zuvor in mehrern Edikten die Religionsfreiheit erlaubt hätte, so sey doch jederzeit seine Absicht gewesen, die einzige römisch-katholische in seinem ganzen Reiche zu behalten und ausüben

zu

zu lassen. Nach vielem Verlust auf beiden Seiten, als das Ende dieses dritten Krieges, wegen der in den vorigen Jahren ausgeübten Treulosigkeit schwieriger schien, der Zustand des Reichs aber dessen Bürger erschöpft hatte, das gemeine Volk und die Landleute im großen Elend waren, es forderte, daß man sich zur Beilegung der Streitigkeiten verstände, schickte der König Gesandte an den Admiral, um ihm in seinen Namen auszurichten, daß er endlich einmal, die gewisseste Art, den Frieden und die Eintracht unter ihnen herzustellen, gefunden habe; nämlich die Heere beider Parteien sollten sich vereinigt gegen die niederländische Gränze und gegen den Herzog von Alba bewegen, der der Urheber des neuerlichen Unglücks sey; er habe triftige Ursachen zu diesem Verfahren gegen den König von Spanien, vor allen andern aber diejenige, daß er in der neuen Welt die Insel Florida, welche die Franzosen eingenommen hatten, ihm plötzlich wieder entrissen und die Besatzung niedergemacht, auch eben so die Mark Finaly, deren Einwohner sich kurz zuvor unter den Schutz und die Herrschaft des Königs begeben hatten, weggenommen habe; dieser auswärtige Krieg werde das festeste Band der bürgerlichen Eintracht seyn

und

und könne überhaupt kein besseres Mittel ersonnen werden, das Andenken der ehemaligen Zwistigkeiten durch ewige Vergessenheit zu vertilgen. Um dieß zu bewirken, sey das schicklichste, daß der Graf von Nassau, Bruder des Prinzen von Oranien, der sich schon zwei Jahre in dessen Lager befinde und auf den der Admiral in allen Fällen das gröste Vertrauen setze, durch ihn und seine Anhänger und die übrigen Niederländer, welche ihm zugethan wären, einige Städte einnähme und ihnen Kriegsbedürfnisse schaffe, welches ihm leicht fallen werde.

Der Admiral war über diesen Antrag sehr verlegen, denn obwohl er an der Ehrlichkeit des Königs nicht zweifelte, so fiel ihm doch auch mancherlei bei, unter andern die Macht des Kardinals und der übrigen Guisen, die bekanntlich jederzeit dem Interesse Spaniens ergeben waren; der Herzog von Guise hatte einen Sohn, Namens Heinrich, sehr jung hinterlassen, dem die Königin Mutter alle Würden, die sein Vater bekleidet hatte, ungeachtet seines unreifen Alters und der Reichsgesetze übertrug; eben so wenig war die Treulosigkeit der königlichen Räthe, die wegen ihrer

Anhängigkeit an der katholischen Religion, dem spanischen Hofe sehr ergeben waren und deren einige sogar jährlich daher einen gewissen Gehalt zogen und folglich das Reich verriethen, ein Geheimniß. Auf diese Weise geschah es, daß, was den auswärtigen Nationen völlig unglaublich schien, der Gesandte jenes Königs in den geheimsten Staatsrath von Frankreich zugelassen und ein gewisser Birage, wie man sagt ein Landesverräther, im übrigen ein in allen Wissenschaften, vorzüglich im bürgerlichen Recht bewanderter, wegen seiner Talente bis zum Reichskanzler befördert wurde. Die Folge davon war, daß man Michael de l'Hopital, den klügsten, gelehrtesten und ganz von Vaterlandsliebe glühenden Mann von der Verwaltung entfernte. Hierzu kamen noch die Verleumdungen der Gegner, wodurch man glaubend machen wollte, daß der Admiral ein unruhiger Karakter sey und weder den Frieden ertragen, noch länger ohne Unruhe zu Hause seyn könne.

Die Gesandten suchten diese Gründe auf alle Weise zu widerlegen und gaben zugleich für die Ursache des so plötzlichen Bruches mit dem Könige von Spanien an, daß ein gewisser

Albani

Albani jüngst aus Spanien gekommen und dem Könige und der Königin Mutter für gewiß hinterbracht habe, Philip habe vor wenigen Monaten seine Gemalin, die Schwester der Königin von Frankreich mit Gift vergeben und allerlei Gerüchte in Spanien ausgestreut, die es ehrentwegen und wegen der sehr vielen Theilhaber besser sey, zu verschweigen. Jedoch nichts bewegte den Admiral so sehr, als die Bereitwilligkeit Ludewigs von Nassau, der sobald ihm der Anschlag des Königs vertraut worden war, nichts unterließ, was den Admiral zur Annahme der Vorschläge ermuntern konnte. Auf diese Weise verblendet fürchtete der Admiral keine Höflingstücke und bequemte sich zum Frieden, der also den dritten Krieg endigte und unter den nämlichen Bedingungen, wie die ersten geschlossen wurde, das heist, daß es jedem erlaubt seyn solle, eine Religion zu bekennen und auszuüben, welche er wolle.

Wenige Monate darauf schickten mehrere deutsche Fürsten, Anhänger der reformirten Religion und unter diesen die drei Kurfürsten von Pfalz, Sachsen und Brandenburg, Gesandte an den König von Frankreich, wünsch-

ten ihm Glück zu der unter den Bürgern wiederhergestellten Eintracht, und da ihnen daran gelegen schien, diese lange und unzertrennlich zu erhalten, versprachen sie dem König, daß sie und ihre Vasallen, wenn ihm jemand deswegen, innerhalb und außer seinen Gränzen, den Krieg ankündigte, bereit seyn würden, ihn zu vertheidigen. Dieser Gesandschaft antwortete der König anfangs mündlich, dann in einem eigenhändigen von ihm unterzeichneten Schreiben und gab ihnen sein Ehrenwort, daß er sein Friedensedikt stets aufs heiligste und unverbrüchlichste halten werde. Um so eher ließ sich daher der Admiral für die belgischen Pläne gewinnen. Dennoch rief er sich oft den Karakter der Königin Mutter ins Gedächtniß zurück, und er pflegte so wohl vielen andern als auch vorzüglich dem Thelini, dem er hernach seine Tochter zur Ehe gab, zu sagen, der schlaue Karakter dieses Weibes sey ihm sehr verdächtig, denn, setzte er hinzu, sobald sie uns zum belgischen Feste geführt haben wird, wird uns Nassau mitten im Wege verlassen. Nichtsdestoweniger schrieb er an seinen Bruder und beide kamen überein, an den König einen Kurier zu schicken und ihm melden zu lassen, daß sie, wenn er sich nun mit

mit den belgischen Händeln beschäftigen wolle, es bald so weit bringen würden, ihm durch wichtige Dienste Proben ihrer Liebe und ihres Gehorsams gegen ihn zu geben: er antwortete ihnen auf das schmeichelhafteste, daß ihn ihr Antrag außerordentlich erfreuet habe und dankte beiden dafür.

Um diese Zeit unterhandelte der Kaiser Maximilian, der sich, wie er selbst sagte, des Prinzen von Oranien erbarmte, mit dem Könige von Spanien, wegen der Güter des Prinzen und hatte es schon bewirkt, daß sie ihm alle, jedoch unter der Bedingung, zurückgegeben werden sollten, daß er sich auf belgischen Grund und Boden fernerhin nicht mehr aufhalten, sondern in irgend einem andern Lande auf seine Kosten leben wolle.

Sobald der König von Frankreich dieß erfuhr, schickte er augenblicklich Botschaft an den Prinzen von Oranien und ließ ihm wissen, er möchte von der Verwendung des Kaisers nichts hoffen, sie sey ein Betrug und bloß in der Absicht angefangen, seine in Deutschland angestellte Werbung zu unterbrechen; wenn er sich aber auf sein Wort verlassen wolle, so werde er ihm die sicherste Hülfe, seine Würde

wieder zu erlangen, zukommen lassen. Oranien, der sich durch dieses Versprechen Karls gesichert hielt, beschloß seine Werbungen fortzusetzen und den sehr großen Aufwand noch eine Weile zu tragen, bis für alles, was er zu diesem Kriege brauchte, gesorgt sey. Indeß reiste Ludewig in fremder Kleidung zu dem Könige nach Paris und da die Jahreszeit zur Operirung der Kriegsvölker schon nicht mehr geschickt schien, denn der Winter war vor der Thüre, so wurde die gemeinschaftliche Berathschlagung über die Sache auf den nächsten Sommer verschoben. Während dieser Zeit thaten die Befehlshaber der oranischen Flotte den Spaniern und Portugiesen großen Abbruch, brachten die von ihnen erbeuteten Schiffe in den Hafen von Rochelle auf, das damals in der Gewalt der Parthei des Kondee war und verkauften daselbst so wohl den Einwohnern der Stadt, als auch den Kaufleuten des übrigen Frankreichs, die gemachte Beute. Hierüber beklagte sich der spanische Gesandte im geheimen Staatsrath sehr oft und da es überdieß dem entworfenen Plane sehr zuträglich schien, daß die Königin Elisabeth von Engelland in das Bündniß gezogen würde, so trug der König dem Admiral die Ausführung dieses

Ge-

Geschäfts auf. Letzterer war einige Monate zuvor von dem Könige, durch ein sehr schmeichelhaftes Schreiben an Hof berufen und auf das ehrenvollste aufgenommen worden. Damit er auch gar keine Ursache habe, in seine Feinde ein Mißtrauen zu setzen und von den Gesinnungen des Königs und der Königin Mutter etwas zu argwohnen, so entfernten sich zuerst alle Guisen vom Hofe; sodann stellte es der König dem Admiral frei, was immer für eine Begleitung und welche Art von Bewaffnung er wolle, mit sich zu nehmen. Da er auch vor allem in den Reichsmarschall Cossen Zutrauen zu setzen schien, so befahl diesem der König, den Admiral zu begleiten und ihm, wenn es nöthig seyn möchte, in seinem Namen Verstärkung zu bringen.

Der Admiral endigte die Friedensunterhandlungen mit Engelland so geschwind und mit so vieler Geschicklichkeit, daß sie bald darauf, durch Gesandte von beiden Theilen und durch den gewöhnlichen Eid bekräftigt wurden. Auf Befehl und im Namen des Königs leitete der Admiral noch verschiedene andere Verbindungen und Freundschaftsverträge ein, die in jenen belgischen Plan zu passen schienen und

hatte auch diese Geschäfte beinahe geendigt. Das erste und vornehmste Gesetz aller dieser Bündnisse aber war stets, daß die Religions- freiheit bleiben und der König sein Friedens- edikt aufs pünktlichste und unverbrüchlichste halten solle.

Obwohl dieß alles im geheim betrieben zu werden schien, so bekam doch durch die Briefe des Vizekanzlers Birage, dessen wir oben er- wähnt haben und des Mirvillers, den das Volk, wegen seiner Kunst zu schmeicheln, die Hofschimäre nannte und des Kardinals Peluzi, des geschicktesten Mannes in der Erfindung und Ausführung jeder Art von Verrätherei, der römische Pabst Nachricht davon und schickte, mit Beistimmung der Kardinäle, einen aus ihren Mitteln, den Alexandrinus sogleich im härtesten Winter nach Frankreich, mit dem Auftrag, den König in das tridentinische Bünd- niß zu verflechten, dessen erstes und höchstes Gesetz war, daß die Verbündeten mit vereinten Kräften, die Türken und die Ketzer bekriegen, unter Ketzer aber alle Fürsten, die den refor- mirten Gottesdienst in ihrem Gebiete erlaub- ten, verstanden werden sollten. Alexandrinus wurde mit großen Ehrenbezeugungen empfan- gen,

gen, allein unverrichteter Sache wieder entlassen. So ging wenigstens das Gerücht und ward auch fast in ganz Frankreich geglaubt, obwohl er selbst heimlich viel froher und zufriedener zu dem Pabst zurückzukehren schien und einigemal gesagt haben soll, er habe von dem Könige eine solche Antwort bekommen, daß es nicht nöthig sey, sie bekannt zu machen, genug der König und die Königin Mutter hätten ihn vollkommen befriedigt.

Da es jener belgischen Operazion sehr zuträglich schien, einige Schiffe in das britannische Meer auslaufen zu lassen, um den Sukkurs, der allenfalls dem Alba aus Spanien geschickt werden könnte, abzuschneiden, gab der König dem Steassi und Beauregard diesen Auftrag und befahl ihnen, mit einigen in Bourdeaux und Rochelle ausgerüsteten und bewaffneten Schiffen in See zu stechen und jene Schiffe mit allen Nothwendigkeiten zu versehen. Der spanische Gesandte, durch diese Rüstungen beunruhigt, erließ im Namen seines Königs häufige Klagen darüber an den geheimen Staatsrath, bekam aber keine andere Antwort, als: das schiene dem Könige gar nicht wahrscheinlich, er werde deswegen

Briefe und Befehle nach Rochelle abgehen lassen, damit man ja kein Schiff ausrüste, sollte es aber ja schon geschehen seyn, so wolle er die strengste Untersuchung veranlassen. Ob nun diese Befehle jenen zwei Schiffskapitänen in geheim gegeben worden, ist mir nicht genug bekannt, so viel ist aber gewiß, daß sie den Befehl hatten, was immer für Schiffen sie begegnen würden, die spanische Soldaten nach den Niederlanden brächten, solche anzugreifen. Die ganze Ausrüstung der Flotte zielte also auf den König von Spanien und den Herzog von Alba; ja es hielt der Admiral sogar um diese Zeit von dem Könige den Befehl nach Peru, einer Insel des neuen Welttheils, die besonders an Gold ergiebig sey und eine spanische Besatzung war, Spione zu schicken, um zu erfahren, ob da nichts wegzukapern, zu unternehmen oder auszuführen sey. Der Admiral trug dieses Geschäfte einem seiner Getreuen auf, der mit einem sehr geschickten und auf Befehl des Königs ihn begleitenden Seefahrer dahin mußte, aber noch nicht zurückgekommen war. Es ist unaussprechlich, wie viele und wie große Merkmale von Zuneigung der König dem Admirale, dem Grafen Rochefaukault, Thalbingi und den andern Häuptern der re-

for-

formirten Partei gab. Zuerst ließ er alles was aus den Schlössern des Admirals und Andolets in dem vorigen Kriege geraubt worden war, ihnen wiedergeben und vergüten. Wuste er einige, denen der Admiral vorzüglich gewogen war, oder die sich in verflossenen Kriegen den Ruhm besonderer Tapferkeit erworben hatten, so überhäufte er sie mit Belohnungen und Geschenken. Dem Admiral selbst ließ er eines Tages zum Ersatz des Kriegsschadens, hunderttausend Livres, aus seinem Schatze auszahlen. Als dessen Bruder, der Kardinal Kastillon, der eine ungeheuere Menge ansehnlicher Pfründen hatte, starb, gestattete er ihm auf ein Jahr die ganzen Einkünfte davon, ja er schrieb sogar an den Herzog Philip von Savoyen, es würde ihm sehr angenehm seyn, wenn er die Hülfstruppen der Religiosen vom vorigen Kriege, nicht nur gelinder behandelte, sondern auch gegen alle übrigen Bekenner dieser Religion, die sich innerhalb seinen Gränzen aufhielten, mit Sanftmuth und Gelindigkeit verführe. Da auch zwischen den Guisen und dem Admiral die alte Feindschaft wieder ausbrach und daraus für Frankreich sehr schlimme Händel entstehen konnten, ließ er beiden andeuten, sie möchten ihre Feindschaft um seiner

und des Staats willen fahren lassen und schrieb ihnen die Aussöhnungs- und Friedensformel vor, wozu vor ungefehr 6 Jahren schon in der Stadt Melinie der Grund gelegt worden war, worin der König mit Zuziehung aller Vornehmsten des Landes, und nach langer Berathschlagung erklärte, der Admiral scheine an der Ermordung des Guise unschuldig, ob er gleich von dem jungen Guise und der Familie dessen beschuldigt würde.

Auf diese Art legte der König dem ganzen Reiche ein Stillschweigen auf. Ueberdieß war der Kardinal Karl von Lothringen (von dem wir gesagt haben, daß er der Urheber aller obigen Kriege war,) um allen Argwohn neuer Unruhen zu heben, nach Rom gereist und hatte seinen Vertrauten, einen unlängst kreirten Kardinal, einen der verschlagensten und listigsten Menschen, unter dem Vorwand der Pabstwahl mit sich genommen. Allein der sicherste Beweis des Friedens und der öffentlichen Ruhe, war, daß der König seine Schwester Margarethe, dem Prinzen Heinrich, Sohn der Königin von Navarra, der die Sache der Religion, im letzten Kriege als Befehlshaber der Truppen vertheidigt hatte, zur Ehe versprach,

eine

eine Handlung, die, wie er sagte, das festeste Band der bürgerlichen Eintracht und der sicherste Beweis seiner guten Gesinnungen gegen die Religiosen seyn solle. Da man ihm die Religion des Prinzen Heinrichs, als ein Hinderniß seiner Vermählung mit der katholischen Margaretha vorstellte, so versprach er, eine päbstliche Dispensation einzuholen. So geschah es endlich, daß diese Vermälung, gegen den Willen aller Höflinge und mit Weglassung aller Zeremonien, in der Sakristei einer Pariser Kirche geschlossen wurde, ein Ereigniß, das schriftlich und mündlich in der ganzen Welt ausgebreitet wurde und unglaublich viel dazu beitrug, die Religiosen sorglos zu machen, aus ihrem Herzen alle Furcht und allen Verdacht zu entfernen, ihnen Zutrauen zu sich selbst einzuflößen und sogar die fremden Prinzen in reformirten Städten zu erfreuen.

Der Admiral wurde noch mehr durch einen von des Königs Hand geschriebenen und gesiegelten Brief bestärkt, den ihm Telligine um diese Zeit brachte und worin ausdrücklich stand, er, der König, werde alles, was der Admiral in Betreff des belgischen Projektes, unternehmen wolle, als auf seinen Befehl geschehen, billigen und gelten lassen.

Damals reiste Ludewig von Nassau, samt der Königin Johanna von Navarra, die der reformirten Religion enthusiastisch ergeben war, an den französischen Hof. Zwischen dem König Karl und dem Prinzen von Oranien ward ein Bündniß geschlossen und die Punkte wurden zu Papiere gebracht. Das Beilager war in der Stadt Paris bestimmt, weswegen sich die Königin von Navarra vor wenigen Tagen dahin begeben hatte, um die dazu erforderlichen Anstalten zu treffen. Aus der nämlichen Ursache schickte der König einen gewissen Ravannie, einen sehr scharfsinnigen Kopf und den er, dem Admiral zu gefallen, zu den höchsten Würden emporgehoben hatte, an leztern ab und ließ ihn ersuchen, sich um der Anstalten zur Hochzeit und um des belgischen Projektes willen, nach Paris zu begeben, wohin er ihm in wenigen Tagen nachfolgen würde. Uebrigens habe er von den Drohungen und Ausschweifungen der Pariser schon nichts mehr zu fürchten.

Da die Pariser Bürger vor allen andern dem Aberglauben ergeben sind und durch aufrührische Reden täglich zur Grausamkeit gereizt wurden, so hatten sie einen unaussprechlichen

lichen Haß gegen den Admiral gefaßt. Dazu kam das Aergerniß, welches ihnen vor einigen Monaten gegeben wurde, indem der Admiral, durch außerordentliches Bitten, es beim Könige dahin gebracht hatt, daß ein gewisses steinernes und vergoldetes Kreuz, das in Gestalt einer Piramide gemacht war und Gastinia hieß, abgetragen wurde. Da es in der Hitze des Krieges, zur Schande eines gewissen Religiosen gesetzt worden war, so hatte es, als ein Denkmal jener bürgerlichen Zwistigkeiten, Etwas, den Frieden und die Eintracht störendes an sich. Der König, dem dieser tödtliche Haß der Pariser gegen den Admiral nicht unbekannt war, schickte an Marzell, den Handlungspräsidenten, (Prévôt des Marchands, welches zu Paris die erste bürgerliche Würde ist,) einen Brief, worin er ihm ernstlich drohte, wenn wegen der Ankunft des Admirals einige Unruhen in der Stadt entstehen sollten. Briefe ähnlichen Inhalts hatten der Herzog Heinrich von Anjou, des Königs Bruder und die Königin Mutter an den Marzell und andere Pariser Magistratspersonen erlassen, so daß dem Admiral gar kein Anlaß zur Furcht und zum Mißtrauen übrig blieb und wenige Tage darauf schickte der König den Brikwalde,

de, einen Mann, dessen Ruf seiner Tugend gleich war, mit eben denselben Befehlen an den Admiral und ließ ihm sagen, daß ohne seine Gegenwart das belgische Projekt nicht wohl ausgeführt werden könne. Dieses zusammen genommen machte, daß der Admiral, voll guter Hoffnungen, nach Paris zu reisen beschloß und als er dahin gekommen und von dem Könige und seinen Brüdern, ingleichen von der Königin Mutter, äußerst zuvorkommend und ehrenvoll empfangen worden war, bewies er, da man der belgischen Rüstung erwähnte, dem Könige sehr umständlich, daß der Herzog von Alba ein großes Heer aufbringe, daß er, wenn der König sich verstellen wolle, dieß viel langsamer betreiben würde; man mache auf allen Seiten Beiträge zu den Kriegskosten, die er, wenn er sie einmal aus den Händen lasse, nicht leicht wiederbekommen werde und sey daher am besten, die gelegenste Zeit abzuwarten.

Einige Tage zuvor war Ludewig von Nassau in geheim nach der niederländischen Gränze gereist und hatte sich zu diesem Ende zu Begleitern und Vertrauten 3 Franzosen, nämlich Sankourt, le Nour und Genlis gewählt.

Diese

Diese Männer standen bei dem Admiral in großem Ansehn und der König hatte ihnen aufgetragen, auszukundschaften, ob und wie einige Städte weggefischt werden könnten. Begleitet von einigen Edelleuten, reisten sie augenblicklich und ohne Vorwissen des Admirals nach Belgien ab. Dieser erfuhr kaum ihre plötzliche Abreise, so schrieb er ihnen, er verwundere sich sehr über ihr Projekt, er wisse, daß es unmöglich sey, vor vierzig Tagen ein Heer auf die Beine zu bringen; sie möchten sich hüten, übereilte Unternehmungen zu wagen und seine Pläne, ehe sie reif wären, scheitern zu lassen. Nassau, den der Anblick des Vaterlandes nicht weniger als die Furcht vor der Unbeständigkeit des Königs schlüßig machte, griff zuerst Valenciennes unvermuthet an, da ihn aber die spanische Besatzung tapfer empfing, so marschirte er ohne weitern Zeitverlust nach Mons und nahm diese durch Kunst und Natur befestigte, mit allen Kriegsbedürfnissen reichlich versehene Festung ein, eine Begebenheit, die, sobald sie bekannt wurde, sowohl allen Religiosen in den Niederlanden, in Frankreich und Deutschland Hoffnung einflößte, als auch die Gesinnungen des französischen Königs deutlich zu verrathen schien. Dazu kam,

kam, daß Genlis, da er, nach seiner bald darauf erfolgten Rückkunft nach Paris, dem Könige den ganzen Vorfall erzählt hatte, von ihm ohne Schwierigkeit die Erlaubniß erhielt, einige Truppen französischen Fußvolks und Reiterei anzuwerben, und damit die Eroberer von Mons zu verstärken, allein da er mit seinem Haufen von ungefehr viertausend Mann Infanterie und vierhundert Reitern, über die niederländische Gränze kam, wurden sie von dem Herzog von Alba überfallen und größtentheils niedergehauen. Es war dieses offenbar ein Werk der Guisen, die in ihrem täglichen Briefwechsel mit dem Herzog von Alba, ihn von ihrem Marsch und ihrer Stärke genau unterrichtet hatten. Diese tückische Verrätherei erregte sogar den Unwillen vieler Katholiken, indem die meisten jener Schlachtopfer von ihrer Religion waren. Der König schien durch diesen Unfall und durch die Befreiung von Valenciennes sehr niedergeschlagen, denn er befürchtete, daß seine Anschläge dem spanischen Hofe bekannt werden und ihm zuletzt einen Vorwand zum Kriege und zu Feindseligkeiten geben möchten; obwohl er, da er erwog, daß ein großer Theil seiner Entwürfe dem Alba verrathen sey, oft

sich

sich zu erkennen zu geben und den Krieg offenbar zu führen Lust hatte. Allein von diesem Entschluß brachten ihn gewisse Menschen ab, von denen es der Admiral schon lange zuvor geahndet hatte. Indessen erlaubte er letzterm dennoch, alles was zur Ausführung des Plans des Prinzen von Oranien gehörte und so viel er an Fußvolk und Reiterei zusammen bringen könne, zu der Armee zu schicken, die der Prinz in Teutschland errichtete. Als also der Admiral um die Erlaubniß bat, einige Kompagnien Kürassiere, zu dreißig Mann auszuheben, ward es ihm rund abgeschlagen. Zur Unterhaltung der oberwähnten Infanterie war Geld nöthig. Der König ließ auf Ansuchen des Admirals, seinen Schatzmeister zu sich rufen und befahl ihm, dem Admiral so viel Geld er brauchte auszufolgen; er verbot ihm, die Ursache der Zahlung in das Ausgebebuch zu schreiben und hieß ihm, nur die Formel hinzusetzen, diese und diese Summe wurde dem Admiral an diesem Tage, auf Befehl des Königs und aus gewissen Ursachen, die der König zu nennen verbot, ausgezahlt.

Diese Rechnungen unterschrieb der König selbst. Zugleich schrieb er an seinen Gesandten

ten in den Niederlanden, alle Kräfte aufzubieten, um die in der Schlacht des Genlis gefangenen Franzosen zu befreien, ein Befehl, der mit der grösten Treue und Pünktlichkeit ausgerichtet wurde. Wenige Tage zuvor war die Königin Johanna von Navarra, deren wir zuvor erwähnt haben, im drei und vierzigsten Jahre ihres Alters zu Paris plötzlich verstorben und da der Verdacht sehr groß war, daß sie an Gift gestorben sey, so wurde ihr Körper eröffnet, ohne daß die Aerzte Spuren von Gift darin fanden. Allein einige Zeit darauf ward es verrathen, daß sie durch vergiftete Gerüche vergeben worden sey, womit ihre Handschuhe von dem königlichen Apotheker, einem Italiener, dessen Gewölbe zu Paris auf der Brücke Sankt Michael, neben dem Pallaste steht, bestrichen wurden; welches die Aerzte, die den Kopf nicht öffneten, um das Gehirn zu untersuchen, freilich nicht gewahrnehmen konnten. Der nämliche hatte, wie allgemein bekannt, einige Jahre zuvor dem Könige Ludewig Kondee, in der nämlichen Absicht, einen vergifteten riechenden Apfel überreicht, allein dieser schenkte ihn seinem Wundarzte Kraste, der den Geruch begierig einsog und nach und nach so zu schwellen anfing,

daß

daß wenig daran fehlte, daß er gestorben wäre.

Durch den Tod der Johanna kam das Reich an ihren Sohn Heinrich, der, wie wir gesagt haben, mit der Schwester des Königs versprochen war und vermält wurde. Indem also ganz Frankreich scheinbar in dem Stand der grösten Ruhe, und die Eintracht der verschiedenen Stände mehr als jemals befestigt schien, wurde der Tag, zur Hochzeit mit dem Navarrer angesetzt, ein Tag, der allen Reformirten um so erwünschter war, je mehr sie sahen, daß der König mit dieser Hochzeit ungemein zufrieden sey. Alle Rechtschaffenen sahen sie als ein Pfand, und als die Befestigung der bürgerlichen Eintracht an, während von der andern Seite diejenigen, die es mit den Guisen hielten, und alle übrigen Feinde der öffentlichen Ruhe, äußerst dagegen waren. Am bestimmten Tage geschah die Vermählungsfeier mit dem äußersten Pompe in der Pariser Hauptkirche. Der Kardinal Bourbon, Onkel des Königs von Navarra, sprach dabei, auf des Königs Befehl, die Vermählungsformel, die man so eingerichtet hatte, daß sie von den Religionsgebräuchen weder von der einem noch

von der andern Seite abwiche. Die Zeremonie wurde zur grösten Freude des Königs und aller Rechtschaffenen geendigt. Die Braut ging nun im feierlichen Zuge in die Kirche, um die Messe zu hören. Der Bräutigam spazierte indessen, in Gesellschaft des Prinzen Heinrich Kondee, des Admirals und anderer Adelichen von seiner Religion, außerhalb der Kirche auf und ab, und erwartete die Zurückkunft seiner Braut.

Während dieß zu Paris vorging, schickte Stroßie, der wie wir gesagt haben, die Flotte kommandirte, indem er um die Küste von Rochelle streifte, oft Offiziere und Soldaten in die Stadt, unter dem Vorwande, Bedürfnisse einzukaufen, und er selbst begab sich mannichmal dahin. Das nämliche thaten auf einer andern Seite von Frankreich die Kürassire des Gonzaga, Herzogs von Nivernois, in dem Städtchen Charitum, das gemeiniglich Chartre heist, eine Brücke über den Fluß Ligera hat, und in den Händen der Religiosen, wegen ihrer grossen Anzahl daselbst, geblieben war. Dieser Trupp Reuterei war von jenen Regimentern, die der König in alle Provinzen verlegt hatte, und davon die meisten Landsleute ihres italie-

nischen

nischen Herzogs Ludewigs Gonzaga waren, dem die Königin Mutter, die Tochter und Erbin des Herzogs von Nivernois zur Ehe gegeben hatte; sie verlangten von den Einwohnern, daß sie in dem Städtchen Musterung halten dürften; sie hatten dazu vom Könige Erlaubnis erhalten, und zeigten die königliche Verordnung vor. Zu Lion aber ließ der Stadtkommandant alle Religiosen zählen, und ihre Namen in ein Buch eintragen, das späterhin von seiner Bestimmung das Blutbuch genannt wurde.

Nachdem die Hochzeit zu Paris vollzogen war, beschloß der Admiral wieder nach Hause zu gehen, und sprach von seiner Abreise mit dem Könige. Allein es gab eine Menge glänzender Feste, Schauspiele und Mahlzeiten, und der König war für dergleichen Lustbarkeiten dergestalt eingenommen, und ihnen so unmäßig ergeben, daß er nicht einmal zum Schlafe, vielweniger zu ernsthaften Geschäften Zeit genug hatte. Am französischen Hofe wurden Bälle, musikalische Akademien und Schauspiele, die der König vorzüglich liebte, des Nachts gegeben, und die Stunden des Tages, die den Regierungsgeschäften gewidmet

met seyn sollten, wurden wegen der nächtlichen Schwelgereien verschlafen. Unter den Männern und Weibern, die im Pallast der Königin wohnten, herrschte überdieß eine solche Vertraulichkeit, und eine so große Zügellosigkeit in Reden und Handlungen, daß sie allen Auswärtigen unglaublich, und allen Rechtschaffenen eben nicht sehr geschickt schien, die Unschuld der adelichen Fräulein zu schützen. Ja, wenn irgend ein Kuppler oder eine Kupplerin, oder sonst ein Meister neuer Gelüste an Hof kam, so erwarb er sich in kurzer Zeit Gunst und Geld. Italiener gab es aber, seit der Uebertragung der Reichsverwaltung an die Königin Mutter, in Frankreich so viele, daß es einige Welschfrankreich, andere eine Kolonie, und manche einen italienischen Abkömmling nannten.

Diese Rasereien des Hofes waren Schuld, daß es dem Admiral unmöglich war, mit dem Könige von wichtigen Geschäften zu sprechen. Allein als die Abgesandten der reformirten Gemeinden an Hof kamen, um über die ihnen hie und da zugefügten Beleidigungen zu klagen, und erfuhren: daß der Admiral abzureisen gesonnen sey, brachten sie in großer Eil ihre Beschwerden

schwerden und Bittschriften zu ihm, und baten ihn, den Hof nicht eher zu verlassen, bis er sich für die Sache der Gemeinden verwandt, und ihr Anliegen dem Könige und seinen Räthen geoffenbart hätte. Dieß bewog den Admiral, seine Abreise noch so lange aufzuschieben, bis er im Staatsrath darüber gesprochen habe. Zu diesem Hinderniß kam noch ein anderes Geschäfte. Man war der deutschen Kavallerie, die in dem letzten Kriege für die Sache der Belgier gefochten hatte, noch unter dem Namen ihres Soldes beträchtliche Summen schuldig, eine Angelegenheit, die der Admiral mit unglaublichem Eifer und der grösten Sorgfalt betrieb. Ueber alles dieses referirte der Admiral, nach erhaltener Erlaubniß, und wie er bei sich beschlossen hatte, im geheimen Staatsrathe, am 22sten April, dem fünften Tag nach der navarrischen Hochzeit, und brachte mit diesem Geschäfte sehr viele Zeit zu.

Einst als er zu Mittag, von einer gewissen Anzahl Adelichen begleitet, nach Hause kam, fiel plötzlich aus dem Fenster des gegenüber stehenden Hauses ein Schuß, und zerschmetterte mit zwei bleiernen Kugeln den Arm des Admirals. Obgleich verwundet, ward er doch

nicht außer Fassung gebracht, sondern sprach mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit: Das kam aus jenem Fenster; untersucht doch, wer sich in diesem Hause befindet! Was für ein Bubenstück ist denn das!

Auf der Stelle schickte er einen Edelmann aus seinem Gefolge zum Könige, um ihm von dem, was vorgefallen war, Nachricht zu geben. Der König spielte eben mit dem Guise Ballon; sobald er aber die Verwundung des Admirals vernahm, warf er, wie es schien, äußerst bewegt, das Netz auf die Erde, und indem er, nach seiner Weise, Gott anrief, sagte er: Soll ich denn nie in Friede leben? Darauf ließ er seinen Schwager, Heinrich von Navarra zu sich kommen, und begab sich mit ihm in den Pallast. Die Edelleute, die den Admiral begleitet hatten, brachen sogleich in das Haus ein, aus dem er verwundet war. Hier fanden sie niemand, als ein altes Weib, und hernach einen jungen Burschen, der der Bediente des Meuchelmörders war. Zugleich entdeckten sie unter dem Tische des Zimmers, aus dem man den Schuß gehört hatte, eine eiserne Flinte, nirgends aber den Thäter, denn dieser war eiligst durch die Hinterthür entflo-

hen,

hen, und auf einem Pferde, das zu diesem Endzweck schon aufgezäumt bereit stand, im schnellsten Gallopp dem Thore Sankt Antoine zugeeilt, wo er, wenn es allenfalls nothwendig wäre, noch ein zweites bereit hatte, so wie auch in dem Marzellischen Thore. Auf Befehl des Königs eilten ihm plötzlich Kuriere auf allen Seiten nach; allein sie holten ihn nicht ein, weil er auf Seitenwegen schon ein gewisses Schloß erreicht hatte. Auf Begehren Heinrichs von Navarra, Kondees und der übrigen Freunde des Admirals, dekretirte der König alsobald die Untersuchung des Vorfalls, und bestellte dazu drei Bevollmächtigte aus dem Pariser Parlement, nämlich den Präsidenten de Thou, Marsant und Violee. Man brachte zuerst heraus, daß jenes Hauß einem Priester und Kanonikus von Sankt Germain, Namens Willemüre gehöre, der dem Herzoge von Guise den ersten Unterricht gegeben, und seitdem seine beständige Unterstützung genossen hätte. Hernach sagte das Weib aus, welches, wie wir erwähnt haben, in jenem Hause gefunden, und vor die Richter geführt worden war, daß vor einigen Tagen ein gewisser Chalee, der erst eine Kreatur der Guisen und hernach ein königlicher Hofbedienter geworden

war, zu ihr gekommen sey, und ihr anbefohlen habe, den Menschen, der hernach den Admiral verwundete, willig aufzunehmen, und ihm das Zimmer und Bette des Willemüre einzuräumen; er sey dessen vertrautester Freund, und es werde Willemüre sehr angenehm seyn. Den Namen des Bösewichts habe er jedoch sorgfältig verschwiegen; einige nannten ihn Manrevet, und hielten ihn für eben denjenigen, der den Movee, einen Mann von vortreflichen Eigenschaften, und seinen Vorgesetzten im dritten Kriege meuchelmörderischer Weise umgebracht hatte, und darauf ins feindliche Lager geflohen war; allein die meisten nannten einen gewissen Bondot, aus dem Korps der königlichen Schützen. Als die Aussage des Weibes dem Könige hinterbracht wurde, ließ er Nassee, den Obristen seiner Leibgarde zu sich kommen, und befahl ihm, den Chalee zu ergreifen und vor ihn zu führen. Dieser war indessen, sobald er den Flintenschuß gehört hatte, in das königliche Schloß Louvre geflohen, und hatte sich in einem Zimmer des Guise verborgen, das er jedoch, sobald er von dem königlichen Befehle Nachricht erhielt, wieder verließ. Als Nassee von seiner Entweichung hörte, brachte er die Antwort, er sey ein Mann von hohem

Adel, und daher nicht zu zweifeln, daß er sich, so bald es erforderlich sey, vor dem Könige und die Gerichte stellen würde. Indessen hatte man dem Admiral die Wunde verbunden, und Thelligny war selbst zum Könige geeilt, um ihn, im Namen seines Schwagers demüthigst zu bitten, daß er keinen Anstand nehmen möchte, ihn zu besuchen; sein Aufkommen, sagte er, sey zweifelhaft; er habe mit ihm vieles von besonderer Wichtigkeit zu sprechen, und wovon er gewiß wisse, daß kein einziger Mensch in seinem ganzen Königreich ihm solches zu entdecken wagen werde. Der König antwortete sehr gefällig, er wolle nicht ermangeln, zu ihm zu kommen, und begab sich auch bald darauf auf den Weg. Die Königin Mutter, der Herzog von Anjou, der Herzog von Montpensier, der eifrigste Anhänger der römischen Kirche, der Graf Rhez, der Vertraute der Königin Mutter, Chavigny und Entragny, die hernach bei der Pariser Metzelei die Anführer waren, begleiteten ihn. Nachdem er den Admiral, wie gewöhnlich, sehr verbindlich begrüßt, nach seiner Wunde und seinem Befinden sich erkundigt, und dieser ihm mit so heiterer und gelassener Miene geantwortet hatte, daß alle Anwesenden sich über seine Standhaf-

tigkeit und Geduld verwunderten, sprach der König, wie es schien, mit vieler Rührung des Herzens: „Dir, mein lieber Admiral, hat man ein Uebel, und mir eine Schmach zugefügt, aber ich schwöre dir bei dem, der am Kreuze starb, das Uebel und die Schmach so zu ahnden, daß das Andenken davon nie unter den Menschen erlöschen soll.“ Zugleich erkundigte er sich, ob die Richter, denen die Untersuchung des traurigen Vorfalls aufgetragen war, ihm anstünden. Der Admiral antwortete: was seiner Majestät anstünde, müsse auch ihm anstehen, er bitte indessen doch, daß Ravannin dem Rathe zugetheilt werde, obgleich die Ausspürung dieser Schandthat nicht schwer wäre, denn es sey kein Zweifel, daß er diese Gefälligkeit dem Herzog von Guise zu verdanken habe, überlasse es aber Gott, es zu rächen. Nur bäte er den König inständig, daß man darüber Untersuchung anstelle. Der König antwortete: er werde sich dieses besonders angelegen seyn lassen, und eine solche Beleidigung nicht anders ahnden, als wenn sie ihm selbst zugefügt wäre.

Darauf entfernten sich die Brüder des Königs und ihre Mutter einige Schritte, und der

Admiral fing an, wie man hernach von ihm selbst erfuhr, den König zu ermahnen, er möge sich an das erinnern, was er ihm oft von gottlosen Anschlägen gewisser Personen gesagt habe; er leide ein grosses Uebel, aber ein noch weit größeres stehe ihm, dem Könige bevor. Schon lange habe man seinem Leben Fallstricke gelegt, denen er bloß durch seine Klugheit bei Zeiten entgehen könne. Uebrigens zweifle er nicht, daß Neid und Mißgunst, ihn nach seinem Tode, wegen des vorigen Krieges, so viel möglich, verleumden werde, aber er habe oft die Urheber der Unruhen und ihre Ursachen dem Könige angezeigt, er habe Gott zum Zeugen seiner unerschütterlichen Treue gegen den Staat und den König genommen, und nie sey ihm etwas theurer als sein Vaterland und das allgemeine Wohl gewesen.

Der König antwortete hierauf, was er für gut hielt, ermahnte ihn mit lauter Stimme, sich in das Schloß Lupara bringen zu lassen; es sey Gefahr, daß durch den gereitzten Pöbel nicht ein Aufruhr, oder in der tollen und stürmischen Stadt irgend ein Tumult entstehe.

Man verstand noch nicht, wohin diese Rede des Königs zielte, denn obwohl der Pariser

Pöbel stets für den dümmsten und rasendsten in seiner Art gehalten ward, so ward er doch durch die Dazwischenkunft oder Anwesenheit des Königs, ja so gar durch die zufälligste Erwähnung seines Namens besänftigt.

Der Admiral dankte dem König so fort für seinen Rath, den er aber, wie er hinzusetzte, nicht annehmen könne, weil die Aerzte, aus Besorgniß, seine Krankheit zu vergrößern, ihm jede Bewegung verboten hätten. Der Graf Rhez wandte sich an einige Edelleute von des Admirals Freunden, und sagte: „ich wollte, der Admiral gehorchte dem Rathe des Königs, denn es steht zu befürchten, daß ein solcher Aufruhr in der Stadt entstehe, den der König nicht sobald stillen kann.“ Auf diese Rede, obwohl man nicht errieth, worauf sie ziele, hielt es doch der Admiral für rathsam, den König zu bitten, daß er ihm und seinen Freunden eine Sicherheitswache geben möge.

Der König antwortete: er finde das sehr gut, denn sein aufrichtiger Wille sey, des Admirals Leben wie das seinige, und ihn wie seinen Augapfel zu halten; er kenne die bewundernswürdige Standhaftigkeit und Tapferkeit dieses Mannes, und habe, bis zu diesem

Augen-

Augenblick, so viel Seelengröße in keinem Sterblichen für möglich gehalten. Zugleich befahl der Herzog von Anjou dem königlichen Gesandschaftspräsidenten Cassini, einige Mann Wache vor die Hausthore des Admirals zu besorgen. Es gab aber wohl keinen, der Partei des Admirals so abgeneigten, und den Guisen so zugethanen Mann, als diesen Cassini, welches auch, wie wir schon später hören werden, der Ausgang bewies. Der Herzog von Anjou fügte hinzu, es scheine ihm vortheilhaft für den Admiral zu seyn, wenn sich mehrere seiner Freunde und Vertrauten, die in den Vorstädten zerstreut wären, um ihn her zögen. Er befahl sogleich, daß diejenigen, denen in der Gasse Wohnungen angewiesen wären, anderswohin gewiesen werden sollten und man an ihrer Stelle die Freunde des Admirals unterbringen möchte, ein Vorschlag, der zu den nachmaligen Begebenheiten nicht dienlicher ausfündig gemacht werden konnte. Denn diejenigen, die in den Vorstädten entfliehen konnten, waren jetzt nicht nur in den Stadtmauern, sondern auch in dem Raum einer engen Gasse eingeschlossen. Tages darauf gingen die sogenannten Viertelhauptleute in alle Schenken und Wohnungen, und trugen die Namen aller

derer,

derer, die sich zur reformirten Religion bekannten, so wie auch ihre Wohnungen in ein Verzeichniß ein, das sie ohne Zeitverlust denenjenigen brachten, von denen sie die Befehle erhalten hatten. Nachmittags führte die Königin Mutter den König, den Herzog von Anjou, Gonzaga, Tarannes und den Grafen Rhez, Gondin genannt, in ihren Garten der Thuillerien. Da dieser Ort vom Geräusch entfernt war, so hielt sie ihn für den bequemsten, die letzte Berathschlagung anzustellen. Sie bewieß ihnen, daß diejenigen, denen sie so lange aufgelauert hätten, schon jetzt in der Schlinge wären; der Admiral sey durch Wunden an beiden Armen, ans Bett gefesselt, und könne sich nicht bewegen; der Navarrer und Kondee befänden sich als Gäste im königlichen Pallaste, dessen Thüren Nachts geschlossen und mit Schildwachen besetzt wären, so daß sie nicht daraus entfliehen könnten. Sobald nur die Häupter gefangen wären, sey von den Religiosen kein Aufstand zu befürchten. Die Gelegenheit zur Ausführung des Plans sey vortreflich, denn alle Anführer wären zu Paris eingeschlossen, die übrigen befänden sich in den andern Städten alle unbewaffnet, und sorglos; unter tausend Katholiken wären kaum

zehn Feinde; die Pariser wären in Waffen und könnten sechzigtausend Mann auf die Beine stellen, die Feinde aber in einer Stunde aus dem Wege geräumt, und mit Strumpf und Stiel von der Erde vertilgt werden; wenn der König also diese Gelegenheit nicht benutze, sey kein Zweifel, daß sobald der Admiral wieder hergestellt sey, ein vierter bürgerlicher Krieg in Frankreich ausbrechen werde.

Man billigte die Meinung der Königin, hielt es aber doch für rathsamer, das Leben des Navarrers, theils seiner Jugend, theils der Verwandschaft wegen zu schonen. Ueber Kondee ward berathschlagt, ob man ihn, seiner Jugend wegen, am Leben lassen oder seines väterlichen Namens wegen umbringen wolle; allein der Rath des Gonzaga drang durch, daß man ihn durch Androhung aller Martern und selbst des Todes, von der reformirten Religion abbringen wolle.

Die Berathschlagung endigte sich damit, daß die Ausführung auf die nächstkommende Nacht, kurz vor Anbruch des Tages festgesetzt, und der Leitung der Guisen anvertrauet ward. Als der Admiral Nachricht bekam, daß man in der ganzen Stadt Waffengeklirre

und Drohungen höre, ließ er es dem Könige hinterbringen. Die Antwort war: der Admiral habe nichts zu befürchten; es geschäh dieses auf seinen, des Königs Befehl, nicht überall, sondern nur an gewissen Orten, und zwar von solchen Personen, denen der König ausdrücklich befohlen habe, die Waffen zu ergreifen, und jede Unruhe, die in der Stadt vom Pöbel erregt werden könnte, zu ersticken.

Als Guise hinlängliche Anstalten gemacht zu haben glaubte, rief er den Marzell, von dem wir oben geredt haben, zu sich, und befahl ihm, die Viertelhauptleute etwas nach Mitternacht aufs Rathhaus zu bestellen, weil er von dem Könige besondere und ganz neue Befehle an sie habe. Sie kamen alle zeitig zusammen, der neue Handlungsälteste hielt eine Rede, und war von einigen der Guisischen Parthei, unter andern dem Entragnie und Puygallant; er sagte, des Königs Wille sey, alle Aufsässigen, die in den vorigen Jahren die Waffen gegen seine Majestät ergriffen hätten, aus dem Wege zu räumen, und diese Bösewichter mit der Wurzel auszurotten. Sehr gelegen käme der Umstand, daß die Häupter und Vornehmsten, innerhalb den Stadtmauern,

wie in Kerkern eingeschlossen wären. Mit ihnen werde man in eben dieser Nacht den Anfang machen; der König aber werde schon besorgen, daß in den übrigen Provinzen das nämliche geschehe. Das Zeichen zum Anfall werde nicht mit der Trompete, sondern mit dem Schlag der Uhr des Pallasts gegeben werden; ihr Unterscheidungszeichen sey ein weißes Tuch, um den linken Arm gebunden und ein auf die Hüte geheftetes weißes Kreuz; sie möchten trachten, zu rechter Zeit bereit zu seyn. Guise verständigte indeß auch die Schweizer, die des Königs Leibwache waren, davon und ermahnte sie, sich bereit zu halten.

Bald darauf ritt der Herzog von Guise, mit des Königs Heinrich Bastard, gewöhnlich der Ritter genannt und von einem Haufen Bewafneter begleitet, nach dem Hause des Admirals.

Beide Ausgänge dieser Gasse hatte Cassini schon mit Schützen besetzt. Der Admiral hörte das Geräusch der Waffen, und ob er gleich kaum zehn Personen, die die Waffen führen konnten, zu Hause hatte, im Zimmer aber zwei Wundärzte, ein Vorleser und ein Kammerdiener befindlich waren, so wurde er doch

nicht im geringsten erschreckt, denn er sagte, daß er sich ganz auf des Königs Wohlwollen für ihn, das in so vielen und wichtigen Dingen erprobt worden sey, verlasse, und auch dem Pariser Pöbel zutraue, daß er, wenn er dem Könige rasend entgegenrücke, und sobald er den Cassini mit der Wache an seinem Hauptthore sehe, möchte er auch noch so rasend seyn, ablassen werde. Auch erwähnte er des von dem Könige seinen Brüdern und ihrer Mutter mehrmals öffentlich abgelegten und in die Staatsbücher eingetragenen Eides, den Frieden zu erhalten, des mit dem Könige von Engelland neulich wegen der nämlichen Ursache geschlossenen Bündnisses, der mit dem Prinzen von Oranien gemachten Verträge, des den deutschen Fürsten gegebenen Wortes, der an der niederländischen Gränze theils belagerten, theils auf des Königs Befehl eingenommenen Städte, der sechs Tage zuvor gefeierten Hochzeit seiner Schwester, die er doch nicht mit Blut werde beschmutzen lassen; endlich des Urtheils der Ausländer und der Nachwelt, der Ehrwürdigkeit, Schaam und Standhaftigkeit eines Königs, der öffentlichen Meinung und der Heiligkeit des Völkerrechts, welches alles mit einem schändlichen Verbre-

chen

chen beflecken zu wollen, unglaublich und widersinnig klinge.

Als Cassini die Anführer anrücken sah, klopfte er an die Thüre, deren Bewachung ihm, wie bereits gesagt worden, von dem Herzog von Anjou aufgetragen war. Ein Umstand, worauf man das alte Sprichwort anwandte: der Wolf sey ein sauberer Hüter der Schafe. Er führte ohne Schwierigkeit den Haufen Bewaffneter ins Haus, und die Vornehmern folgten hinterdrein. Alle die dem Cassini im Vorhaus entgegen kamen, erstach er mit dem Spieße, womit er bewaffnet war. Als der Admiral hiervon unterrichtet wurde, ließ er sich alsobald von den Seinigen aus dem Bette heben, warf seinen Schlafrock um und bat erstere, sich durch die Flucht zu retten, auch um ihn nicht besorgt zu seyn, denn er gebe seinen Geist mit freudigem Herzen in die Hände desjenigen zurück, der ihm solchen verliehen habe. Diese Gewaltthätigkeiten zielten nicht sowohl auf seinen Untergang, als auf die Beschimpfung Christi und die Martern so vieler Gemeinden ab, deren Vertheidigung er auf Ansuchen vieler Rechtschaffenen, und zu seinem grösten Kummer und seiner Plage übernom-

men habe. Indeß war ein Deutscher, ein gewisser Behme, der in der Familie der Guisen aufgezogen war, und dem der Kardinal von Lothringen eine von seinen natürlichen Töchtern zur Ehe gegeben haben soll, und mit diesem zugleich Cassini Vasko, Attin Pikard, des Admirals Schutzgenosse und Freund, der im vorigen Jahre dem Andelot nach dem Leben gestanden hatte, und Humpfried Auvergne, alle mit Schildern und Panzern verwahrt und mit Schwertern bewaffnet, in den obern Theil des Hauses gestiegen. So wie sie in das Zimmer des Admirals stiegen, ging Behme mit gezogenem Schwerte auf ihn los und fragte ihn: „Bist du nicht der Admiral?" „So nennt man mich" antwortete jener mit ruhigem und standhaftem Gesichte, denn so erzählten es seine Mörder nachmals selbst. Sodann warf er einen Blick auf das gegen ihn gezogene Schwert und sprach: „Junger Mann! Bedenke mein Alter und meine Krankheit." Aber dieser rief Gott zum Zeugen, stieß erst das Schwert in die Brust des Admirals, dann hieb er ihn auf den Kopf, Attinie aber durchborte seine Brust mit einer kleinen Kugel, und als auch diese Wunde ihn nicht zu Boden streckte, zerschmetterte ihm Behme mit einem

Schwert.

Schwertstreich das Bein. Halbentseelt fiel er zu Boden. Als Guise, der mit den übrigen Vornehmen in der Flur des Hauses stand, dieß hörte, schrie er mit lauter Stimme: „Hast' ihn abgethan Behme?" „Abgethan," antwortete jener. Darauf erwiederte Guise: „Unser Ritter," darunter verstand er den Bastard Heinrichs, „will's nicht glauben, wenn er ihn nicht mit Augen sieht, wirf ihn also zum Fenster hinaus!" Nun hob Behme, mit Hülfe seiner Gesellen, den Körper des Admirals vom Fußboden auf und warf ihn zum Fenster hinaus. Doch wegen der am Kopf erhaltenen Wunde und des aus dem Munde strömenden Bluts, war sein Gesicht unkenntlich. Guise bückte sich also über ihn hin, und indem er mit seinem Schnupftuch das Blut abwischte, rief er aus: „ich erkenne ihn, das ist er! Nun, meine Freunde!" er wandte sich zu dem Troß der Bewaffneten, „wir haben einen glücklichen Anfang gemacht, hernach gehen wir auf die Uebrigen los, der König befielt's." Auf diese Worte: „der König befielt's, es ist des Königs Wille und Befehl," legte er einen besondern Nachdruck. Zugleich befahl er, mit der Glocke des Pallasts, das Zeichen zu geben, die Waffen zu ergreifen, und

zugleich auszurufen: es wären Verschworne unter den Waffen, die den König umbringen wollten. Dazumal geschah es, daß ein Italiener, von der Leibwache des Gonzaga, dem Admiral das Haupt abschnitt, das er hernach einbalsamirt dem Pabste und dem Kardinal von Lothringen nach Rom schickte; andere schnitten die Hände, und einige sogar die Schaamtheile ab. Die Lastträger und Sänftenträger zogen den Leichnam so verstümmelt und mit Blut befleckt, drei Tage lang durch die Gassen der Stadt, hernach schleppten sie ihn zum Galgen und henkten ihn mit einem Seile an den Füssen auf. Indessen brachen die Leibwachen der Rädelsführer in alle geheime Gemächer des Admirals, und wen sie von seinen Leuten, entweder im Bette, oder in einem Winkel verborgen fanden, ermordeten sie mit vielen Wunden. Unter diesen waren viele Pagen aus den edelsten Häusern, wie urter andern Graf Rochefaukault, den der König Heinrich, wegen der Vortreflichkeit des Herzens und des Kopfes, besonders geliebt hatte, und der aus der nämlichen Ursache auch bei dem jetzigen König sehr beliebt schien. Nanzee, dessen wir oben erwähnten, hatte den Auftrag bekommen, ihn zu ermorden, da er

sich

sich aber wegen seiner Anverwandten und Freunde weigerte, trug sich Laberge von Anverne dem Könige an, doch mit der Bedingung, daß er ihn zum Obersten bei der Kavallerie, was Rochefaukault bisher gewesen war, machen solle. Auch Theilignie, der Schwiegersohn des Admirals, wurde gemordet; ein junger Mann, dessen Talente die gröste Hofnung gaben, und dem der König, seit vielen Jahren, durch Wort und That, seine Gunstbezeigungen in einem so hohen Grade erwiesen hatte, daß niemand mehr in Gnaden bei ihm zu stehen schien. Eben dieser rief aus, daß ihm das Leben nun eine Last sey, weil er seinem Schwiegervater so oft des Königs Redlichkeit empfohlen habe, und er sträubte sich gar nicht gegen den bevorstehenden Tod. Er und mit ihm viele andere Jünglinge vom Stande, wurden hie und da in dieser Gasse ermordet. Darauf begannen die Leibwache und die Soldaten des Cassini von Haus zu Haus zu reiten. Die Wohnung des Admirals und alle übrigen wurden geplündert und ausgeleert, nicht anders, als es bei einer mit Sturm eroberten Stadt von Beutelustigen Kriegern zu geschehen pflegt, und viele, die zuvor Bettler waren, bereicherten sich durch diese Raubereien auf ein-

einmal. Guise, Montpensier, der Ritter, König Heinrichs Bastard, Gonzaga, Tavannes, und viele andere Vornehmen, feuerten durch Verheißungen von Raub und Plünderung, den großen Haufen an, und schrien oft mit lauter Stimme, daß es der Wille des Königs sey.

So wüthete der zu Raub und Meuchelmord aufgeforderte Troß vom frühen Morgen bis an den Abend, mit entblößten Schwertern in der Stad, schonte nicht einmal der Greise, Weiber und Kinder, und warf die Körper der Erschlagenen aus Muthwillen zum Fenster hinaus, so daß beinahe keine Gasse und kein Platz war, den nicht Leichen bedeckten.

Während sich dieß in der Stadt zutrug, wurden der König von Navarra und der Prinz Kondee, (die der König in seinem Pallast Louvre gastfreundlich aufgenommen hatte,) auf seinen Befehl gerufen und vor ihn gebracht, ihre Dienerschaft aber, ihre Hofmeister, Ammen und andere von ihrem Gefolge, wurden, so sehr sie auch die königliche Redlichkeit anflehten, vom Abendmal aufgeschreckt, und von den Schweizern, im Angesicht des Königs, mit vielen Wunden niedergemetzelt.

Unter allen diesen Ermordeten bedauerte man keines Tod so sehr, als den des Pillesie, der eben so viel Offenherzigkeit als Tapferkeit besaß. Durch den Ruhm, den er sich in den vorigen Jahren, vorzüglich durch Vertheidigung der Stadt St. Angelique erworben hatte, das der König belagerte und stürmte, schien er sich vorzüglich die Gunst des Königs erworben zu haben. Ihn und den Leraurie, Sohn des Odevie, hielt der Navarrer, auf den Befehl des Königs, (dessen Absichten man aber noch nicht einsah,) in einem Zimmer, das an das seinige stieß, zurück, und hieß ihm, da zu übernachten. Als sie, kurz vor Anbruch des Tages, das Getümmel der Menschen, das Geräusch der Waffen, das Geschrei der Mörder und der Ermordeten hörten, standen sie alsogleich auf, und Nanzee, (dessen wir oben erwähnt haben,) kam zu ihnen, hieß sie im Namen des Königs in Pallast gehen und ihre Degen ablegen, und dann aus dem Schlosse hinausgehen. Da Pillesie sich in einen Haufen metzelnder Soldaten gestoßen und um sich her die Körper der Erschlagenen sah, berief er sich, so laut er schreien konnte, auf des Königs Wort, nannte dieß Verfahren einen schändlichen Meineid, und reichte zugleich seinen kostbaren

baren Mantel einem, den er kannte, hin, und sprach: „Da, nimm von Pillesie dieses Geschenk und erinnere dich einst seines elenden Todes.“ „Lieber Pillesie, antwortete jener, ich gehöre nicht zu diesen Leuten; für den Mantel danke ich dir, ich kann und mag ihn nicht als Geschenk annehmen. Er schlug den Mantel also aus, und Pillesie wurde von dem Spieße eines aus der Leibwache durchbohrt, und sank zu Boden. So war das Ende dieses fürtreflichen und tapfern Mannes beschaffen. Sein Körper wurde hernach zu dem Haufen der übrigen gelegt. Bei dessen Anblick riefen die Soldaten aus: „dort liegen die, die uns anfielen, und den König umbringen wollten!“ Leraurie aber, der sich mit einem Stich in der Brust in das Zimmer der Königin von Navarra geflüchtet hatte, wurde von ihr versteckt, und so vor den Anfall seiner Verfolger sicher gestellt. Sein Leben bat bald darauf ihr Bruder los und übergab ihn sogar seinen eigenen Aerzten und schenkte ihm dadurch Gesundheit und Leben wieder.

Als sich dieß zu Paris zutrug, führte Steessi, der, wie gesagt, sich Rochelle mit vielen Truppen näherte, eine gewisse Anzahl

Soldaten in die Stadt, unter dem Vorwand, im Fort Chaineau ein Gastmal mit seinen Freunden zu feiern; allein der Verdacht, und die Schildwachen der Städter, von denen er seine Soldaten genau beobachtet sah, nöthigten ihn, unverrichteter Sache abzuziehen. Allein die Paritianer, die, wie gesagt, von italienischen Reitern umgeben, und wenig aufmerksam auf die Verwahrung ihrer Stadt waren, wurden des Nachts überfallen und in einigen Tagen umgebracht. Tags darauf begann zu Paris mit denjenigen, die man in ihren Schlupfwinkeln entdeckt hatte, das Henkerwerk von neuen. Die Sesselträger und die übrigen vom niedrigsten Pöbel, zogen den Ermordeten die Kleider aus, und warfen sodann die Körper in die Seine. Ueberhaupt fiel der Gewinn von allen diesen unzähligen Plünderungen und Räubereien, auf die Sesselträger und Soldaten, wenig oder gar nichts in die Schatzkammer des Königs. Der einzige Gewinn, den dieser davon hatte, war derjenige, den er aus den erledigten Bedienungen, Stellen und Aemtern zog, wovon jedoch auch die Höflinge einen Theil an sich rissen. Die Präfektur des Admirals bekam der Marquis Villestie, die navarrische Kanzlei verkaufte

der

der König, gleich nach der Ermordung des Frankurzie, dem Heinrich Memius Melastise, der der Dollmetscher und Unterhändler beim letzten Frieden war; er verkaufte ferner das Schatzmeisteramt nach der Ermordung des Prünesie dem Villequieur; die Subsidienprätur, nach der Ermordung des Plazian, dem Nollie, die übrigen Stellen aber, nach seiner Gewohnheit, denjenigen, die das meiste dafür zahlten; denn schon einige französische Könige hatten die im Auslande unerhörte Maximen, daß bei allen Posten, Gerechtsame und Privilegien, reichskäuflich, und für jeden schon gewisse Summen festgesetzt waren. Auch ist niemand in ganz Frankreich, der nicht frei gestünde, daß es, da er sein Amt so und so theuer gekauft habe, nicht zu vermeiden sey, daß er sich auf der andern Seite schadlos zu halten suche. Eben so wird die Gerechtigkeit in ganz Frankreich mit Gelde erkauft, und es mag jemand noch so viele Todtschläge begangen haben, so geschiehet keine Untersuchung, wenn anders den Rabulisten und Gerichtspersonen nicht baares Geld gezeigt wird.

Nachdem die Pariser Metzelei schon ihr Ziel erreicht hatte, und an vierhundert Häuser geplün-

geplündert waren, wurden alsogleich nach allen Provinzen Frankreichs Kuriere geschickt, die mit unterlegten Pferden reiten und im Namen des Königs den übrigen Städten andeuten mußten, dem Beispiel von Paris zu folgen, und alle ihre reformirten Einwohner umzubringen.

Unglaublich ist die Schnelligkeit, mit der die meisten französischen Städte diesem Befehl gehorchten.

Der König, der, wie man leicht denken kann, die Schande des Meineids fürchtete, schickte an die Gouverneurs seiner Provinzen, nach England, Deutschland, und in die Schweiz gleichfalls Eilboten, durch die er verbreiten ließ, daß in Paris, zu seinem großen Leidwesen, ein großer Aufruhr und eine Empörung vorgefallen sey. Guise habe den Pöbel aufgewiegelt, und mit Bewaffneten die dem Admiral zugetheilte Sicherheitswache angefallen, sey ins Haus eingebrochen, und habe ihn samt allen seinen Gefährten und Hausgenossen ermordet; mit genauer Noth habe der König sein Schloß Louvre, worin er sich mit seiner Mutter und seinen Brüdern befand, von jener Gefahr befreit erhalten. (Von diesem Briefe befindet sich am Schlusse eine Kopie angehängt.)

hängt.) Eben dieser König, der der Mächtigste und mit Einstimmung aller Nationen, der christlichste Monarch hieß, begab sich zwei Tage hernach ins Parlament, umgeben von seinen Brüdern und allen übrigen Vornehmen, hielt hier vor den versammelten Gliedern eine Rede, worin er erklärte, er habe sichere Nachricht bekommen, daß der Admiral mit denen von seiner Parthei, sich verschworen habe, ihn, die Königin Mutter und den König von Navarra umzubringen; er habe deswegen seinen Freunden befohlen, ihn und alle Verschwornen aus dem Wege zu räumen, und so die Fallstricke seiner Feinde zu vernichten. Diese seine Aeußerung befahl er, in das Protokoll zu tragen, durch Herolde ausrufen, und durch den Druck bekannt machen zu lassen, der Admiral und seine Spießgesellen wären auf des Königs ausdrücklichem Befehl ermordet worden; denn es habe seiner Majestät so gefallen, weil sie sich gegen sie, der Königin Mutter und des Königs von Navarra Leben verschworen gehabt hätten; er, der König, verbiete künftig Zusammenkünfte und Versammlungen unter dem Vorwande Religionsübungen zu halten.

Nachdem der König seine Rede geendigt hatte, wünschte der Parlamentspräsident Christoph

stoph de Thou, ein Mensch, dessen Leichtsinn nur seiner Grausamkeit gleich kam, dem Könige in den hochtrabendsten Ausdrücken Glück, daß er seine Feinde, die er mit Krieg und Waffen nicht besiegen konnte, durch List und Kunstgriffe überwunden, auch dadurch gelehrt habe, wie sehr wahr jener Sinnspruch seines erlauchten Urgroßvaters Ludwigs sey, der sich gerühmt habe, die einzige lateinische Sentenz zu wissen: Wer sich nicht verstellen kann, kann nicht herrschen.

Allein der fiskalische Anwald Pibert sprach wenig und ungefehr folgendes: „Obwohl der König billige und gerechte Ursache zum Zorne habe, so scheine es doch seiner Güte und Leutseligkeit gemäßer, dem Morden und Rauben Einhalt zu thun, und nicht zuzulassen, daß fernerhin solche Greuel ohne Untersuchung vorgenommen werden; er bitte demnach, daß man der Gerechtigkeit Gehör geben möge, die die einzige Grundfeste der Reiche und Länder sey; es sey gefährlich, dem Pöbel ein Beispiel zur Nachahmung gegeben zu haben.“

Als nun der Rathschluß nach des Königs Anordnung ausgefertigt war, wurden alsobald Ausrufer und Trommelschläger durch die ganze

Stadt

Stadt geschickt, und ein Edikt im Namen des Königs bekannt gemacht, um dem Morden und Würgen Einhalt zu thun, und sich des Raubens und Plünderns zu enthalten.

Man hörte bei diesen Vorfällen hie und da in der Stadt von gelehrten Männern sagen: sie hätten viele Geschichtsschreiber gelesen, allein die Geschichte keines Jahrhunderts habe so etwas aufzuweisen; sie verglichen zugleich die That des Königs mit jener des Mithridates, der einmal in Asien, auf eine einzige Nachricht und auf die in einem einzigen Briefe enthaltene Anzeige, einmal hundert und funfzigtausend römische Bürger umbringen ließ. Andere verglichen sie mit jener, Peters von Arragonien, der in Sizilien achttausend Franzosen, die dieses Königreich in seiner Abwesenheit in Besitz nahmen, ermordet hatte. Allein hier scheint der Unterschied obzuwalten, daß jene Könige in fremden und auswärtigen Ländern, Karl aber gegen seine Bürger, die nicht sowohl seiner Gewalt als seiner Treue anvertraut waren, gewüthet habe. Jene waren den Fremdlingen durch keine besondere Versprechungen verpflichtet, dieser aber hatte sich durch einen neuerdings geschlossenen Vertrag, mit

den

den benachbarten Königen und Fürsten, zur Aufrechthaltung des beschwornen Friedens verbunden. Jene hätten keine der königlichen Majestät unwürdige Kunstgriffe angewandt; dieser habe die Heirath seiner Schwester zum Köder gemißbraucht, und die hochzeitliche Binde beinahe mit Blut bespritzt, eine Schandthat, deren die spätesten Jahrhunderte nicht vergessen würden. Andere äußerten wieder, daß, wenn auch dieser grausame Anschlag einigen Höflingen nützlich geschienen habe, dennoch nicht allein die königliche Würde, sondern auch die Achtung und der Ruf der ganzen Nation mit diesem scheinbaren Nutzen streite. Aristides habe des Themistokles Rath, die Flotte der Lacedämonier zu verbrennen, in der Volksversammlung öffentlich verworfen, obwohl, wenn er ausgeführt wurde, die ganze Macht der Lacedämonier, dadurch zertrümmert worden wäre. Kamillus habe die ihm von dem Schulmeister der Falisker verrathenen Kinder der Vornehmen nicht angenommen, sondern ihn entblößt den Kindern übergeben, um ihn mit Ruthen zu peitschen. Pausanias erzähle, die Nachkommen Philips von Macedonien wären deswegen in so vieles Unglück gerathen, weil er die Heiligkeit des Eides bei

Bündnissen und Verträgen zu verletzen pflegte. Andere erinnerten an das alte zwölf Tafelgesetz, wenn der Patron seinem Klienten das Wort bricht, sey er des Todes. Sie behaupteten ferner, daß der Herr dem Vasallen die nämliche Treue schuldig sey, die dieser ihm gelobe; dieses aber aus den nämlichen Gründen, denen zufolge der Vasall wegen Felonie sein Lehn verliere. Der gegebene Handschlag sey von den Alten für das Unterpfand der königlichen Treue gehalten worden; wenn der König sie nicht achte, so sey er weder von seinen Bürgern, noch von Auswärtigen für einen König anzusehen. Man rühme Gerechtigkeit, Leutseligkeit, Güte, als königliche Tugenden, Grausamkeit aber und Blutdurst pflege man, so wie an jedem Menschen, doch besonders an Königen, zu verabscheuen. Das Lob aller Jahrhunderte habe Scipio, der zu sagen pflegte: er wolle lieber einen Bürger erhalten, als hundert Feinde erschlagen haben; ein Spruch, den Kaiser Antonin der Fromme häufig im Munde führte; die schändlichste Schmähreде auf den Tiber sey gewesen, daß man ihn einen mit Blut geknäteten Koth genannt habe. Die Könige hätten zwar das Recht über Leben und Tod ihrer Bürger, allein nicht ohne eine gül-

tige und zuvor gerichtlich untersuchte Ursache. Es habe nie jemand eine unumschränktere Gewalt in Händen gehabt, als die römischen Diktatoren, die die Macht, Frieden und Krieg zu schließen, das Recht über Leben und Tod, und zwar ohne Appellation, hatten, allein das Recht, ohne Untersuchung jemanden tödten zu lassen, hätten sie doch nie gehabt. Bloß Straßenräuber ermorden die Menschen ohne Untersuchung und Rechtsgrund.

Wer sähe es nicht ein, daß diese Unmenschlichkeit, diese schreckliche Vergießung des christlichen Bluts, eine Frucht der verabscheuungswürdigen Lebensart der Höflinge sey? Durch ganz Frankreich wären ja Hurerei und Zügellosigkeit der Begierden so sehr im Schwange, daß schon die meisten französischen Weiber beinahe jedermanns Dirnen wären. Gott könne ja diese Greuel, diese so häufigen Schändungen und Verwünschungen seines heiligsten Wesens nicht länger ansehen. Dem Ausländer scheine es unglaublich, daß die katholischen Franzosen, gleichsam zum unterscheidenden Kennzeichen, übers dritte Wort, Gottes Haupt, Tod, Blut verfluchen; noch sonderbarer sey es, daß der König selbst, an dieser Gewohnheit

zu fluchen und zu schwören, so viel Vergnügen finde. Diese Pest habe auch die Bauern und Landleute angesteckt, von denen keiner drei Worte hervorbringen könne, ohne sie mit schrecklichen Flüchen und Verwünschungen zu begleiten. Wem sey es möglich, die schändlichen und widernatürlichen Ausschweifungen der sodomitischen Höflinge geduldig anzusehen? Endlich hadere die Natur gleichsam mit Gott, wegen einer so langwierigen Geduld und Nachsicht, und der französische Boden könne diese Ungeheuer länger nicht ertragen. Wie könne man behaupten, daß der Admiral jene Verschwörung in den Mauern von Paris angezettelt habe? Um das Schloß pflegte die königliche Leibwache unaufhörlich auf der Wache zu stehen. Im Vorhofe standen die Gaskonier, Schotten und Schweizerkompagnien; der König selbst hatte zwar auch sonst, aber nun, wegen der Hochzeit seiner Schwester, eine Menge Adelicher und Vornehmer um sich. und überdieß war es gewiß, daß man in Paris, binnen drei Stunden sechzigtausend Bewaffnete ausheben und besonders gegen den Admiral anführen könne, der den Parisern, wie jedermann wisse, äußerst verhaßt war. Ueberdieß dachten die jungen Herren vom Adel, die mit

den Navarrern und Kondee, wegen der Hochzeit gekommen waren, und ihre Gemahlinnen, Schwestern und Anverwandtinnen mitgebracht hatten, an nichts als an Freudenfeste, ritterliche Uebungen, und an ihren Puz und ihre Kleidungen. Und endlich, wenn eher sollte denn der Admiral die Verschwörung angezettelt haben? Etwa ehe er die Wunde empfing? Da war ja der König sein bester Freund, und überhäufte ihn mit vielen Wohlthaten und Geschenken, die er in Frankreich von keinem andern erwarten konnte. Nach empfangener Wunde? Als ob ein mit zwei Wunden bedeckter kranker, vom Alter gebeugter, an beiden Armen, deren einen die Aerzte noch abzuschneiden willens waren, gelähmter Mann, mit dreihundert Jünglingen, seinen Begleitern, sechzigtausend Mann geübte Truppen angreifen, und in so kurzer Zeit ein so ungeheueres Projekt machen könnte! denn nach empfangener Wunde habe er kaum noch vierzig Stunden gelebt, und selbst unter dieser Zeit sey es ihm verboten gewesen, mit Jemand zu sprechen. Wenn er auch eines Verbrechens wegen verdächtig gewesen wäre, so hätte er doch durch die Besatzung seines Hauses und der umliegenden Gassen, unter Cassinies Anführung,

rung, so ganz in des Königs Gewalt gestanden daß man ihn augenblicklich, wenn man es für gut befunden hätte, in den Kerker habe führen können. Warum sey er nicht nach den Gesetzen und dem Völkerrechte belangt? Warum nicht gerichtlich verhört und durch Zeugen überwiesen worden? Gesetzt aber, der Admiral habe sich mit seinen Vasallen und Klienten verschworen, warum habe man gegen so viele Unschuldige, gegen Hausmütter und edle Jungfrauen gewüthet, die der Hochzeit wegen nach Paris gekommen waren? Warum habe man so viele schwangere Weiber lebendig in den Fluß geworfen? Warum so viele Greise, Kranke, die das Bett nicht verlassen konnten, Adeliche, Senatoren, Advokaten, Prokuratoren, Aerzte, so viele gelehrte Männer und Professoren, z. B. Petrus Remus, einen allberühmten Mann, endlich so viele studierende Jünglinge, ungehört, ohne Prozeß und Urthel ermordet? Ueberdieß, wenn der Admiral drei Brüder umgebracht hätte, wer zweifelt daran, daß nicht alle Provinzen, Städte und Parlamente, kurz, alle Stände und Geschlechter, die Waffen ergriffen, ohne Umstände alle Religiosen im ganzen Königreiche umgebracht, und in den Augen der Ausländer die gerechteste Ursache zu diesen

Metzeleien gehabt hätten? Denn was den Navarrer betrifft, was kann wohl ungereimteres gedacht werden! Hatte ihn der Admiral nicht vier ganzer Jahre hindurch in seinen Händen? Waren sie nicht beide einerlei Religion zugethan? Und welchen Religiosen, wie jener Castie zu disputiren pflegte, hatte denn dieser Mord etwas gefrommt und genützt? War Heinrich nicht den Katholiken verhaßt? Nebst dem konnte der Admiral auf keine Freundschaft so sicher, als auf die seinige rechnen, noch von jemand anders als von ihm die Ahndung seines Unrechts erwarten. Und was für Waffen hat man denn in den Häusern der Gemordeten gefunden, die zu Verdacht und Nachforschungen sonst Anlaß geben? Dieß und ähnliche Dinge raunten sich die Klügern in Paris in die Ohren.

Allein, um wieder den Faden unserer Geschichte aufzunehmen, so wurden zu der Zeit, da man das königliche Verbot bekannt machte, nicht allein in andern Städen, z. B. in Orleans, Antibes, u. s. w. ähnliche Metzeleien und Schindereien begangen, sondern in Paris selbst wurden in den Kerkern, die zur Bewachung der Verbrecher da sind, diejenigen, die

 dem

dem Schwerte entronnen waren, von dem wüthenden, schwärmenden Pöbel geschlachtet; unter andern auch drei vortreffliche Männer, Moninie, ein tapferer Soldat, Lomenie, Sekretär des Königs, der in ganz Gallien, seiner langen Dienstjahre wegen, in Ehren gehalten wurde, und Chappesie, ein Rechtsgelehrter, der achtzig Jahre alt war, und sich in der Pariser Gerichtsstube einen großen Namen erworben hatte.

Weil wir der Stadt Anjou erwähnten, so dürfen wir des Massouy Rivery Tod nicht übergehen. Dieser reformirte Pfarrer zeichnete sich nicht minder, durch die Heiligkeit seines Lebenswandel, als durch die Größe seines Geistes und seiner Gelehrsamkeit aus, und war der Stifter der Pariser Gemeinde.

So wie das Morden in Paris seinen Anfang genommen hatte, ward Monsorelle, der giftigste Feind der Religion schnell nach Andie geschickt, um den dortigen Spionen davon Nachricht zu geben. Er stieg gleich bei dem Hause des Massouy ab, und fand dessen Frau im Vorhause; er grüßte sie freundlich und küßte sie, nach der Franzosen, vorzüglich aber der Vornehmen Manier; er fragte, wo ihr Mann

sey?

sey? Sie antwortete, er befinde sich eben im Garten, und führte den Monsorelle sogleich zu ihm. Massouy umarmte ihn sehr freundlich, und Mansorelle sagte zu ihm: Wissen sie, warum ich zu ihnen komme? Um sie auf des Königs Befehl umzubringen, wie sie aus diesem Briefe sehen werden. Bei diesen Worten hielt er ihm das gespannte Pistol vor. Massouy antwortete ihm: er sey sich keines Verbrechens bewust, und bat sich nur die einzige Gnade aus, ihm so viel Zeit zu lassen, daß er Gottes Barmherzigkeit anrufen und seinen Geist in seine Hände empfehlen könne. Als er bald darauf das kurze Gebet geendigt hatte, forderte er nun den angedrohten Tod, mit ruhiger Seele, und fiel von einer bleiernen Kugel durchbort, zur Erden.

Wir kommen auf Paris zurück.

Als die Pariser haufenweise herbei strömten, den an dem Galgen bei den Füssen aufgehenkten Leichnam des Admirals zu sehen, wollte auch die Königin Mutter, um ihre Augen an diesem Schauspiele zu weiden, hinausgehen, und nahm den König und ihre übrigen Söhne mit sich, allein in der folgenden Nacht wurde der Körper von einigen abgenommen, und wie man glaubt, unter die Erde gebracht.

Als damals mehrere Höflinge unter sich murrten, daß der König nicht allein bei allen fremden Nationen, sondern auch bei der Nachkommenschaft aller Jahrhunderte, sich gebrandmarkt habe, ging Morvillerie, dessen wir zuvor erwähnt haben, und der ziemlich wohl der gröste Fanatiker und Rabulist in ganz Frankreich, zugleich aber der Urheber war, daß die Jesuiten in Frankreich eingeführt wurden, zur Königin Mutter, und stellte ihr vor, das beste was man jezt thun könne, sey, daß einige von denen, die man in den verwichenen Tagen und in ihren Schlupfwinkeln gefangen habe, zum Schein vor Gericht gezogen, und nach Sitte der Väter verhört, durch dazu bestellte Richter verurtheilt und öffentlich hingerichtet würden. Birage, Limoge, de Thou und Bellairs wurden um Rath gefragt, und billigten nicht allein den Vorschlag des Morvillerie, sondern riethen auch überdieß, einen strohernen Mann von der Größe und in der Kleidung des Admirals, (denn seinen Körper konnte man, wie gesagt, nicht finden,) zu machen, und dem Henker durch die Straßen schleifen, seine Wapen und Rüstung zertrümmern, sein Andenken zu verdammen, seine Schlösser und seine Villen niederreißen, seine Kinder ehrlos, des

Adels und der Erbschaft verlustig erkennen, und alle Bäume in seinen Wäldern sechs Fuß hoch abhauen zu lassen.

Unter den Ertappten befand sich Kavannie, der die Bittschriften an den König verfaßt hatte, und Brigmalde, von dem wir weiter oben geredt haben. Dieser war in den ehemaligen Kriegen unter Franz und Heinrich grau geworden, und wurde besonders unter seinen Zeitgenossen, für einen geschickten Krieger gehalten, und war ein Greis von beinahe siebenzig Jahren.

Sie wurden augenblicklich in den Kerker geschleppt, und hier drohte man ihnen mit der Tortur und allen Martern und Qualen des Körpers, wenn sie nicht auf der Stelle ein Bekenntniß unterschrieben, daß sie sich mit dem Admiral verschworen hätten, den König, seine Brüder, die Königin Mutter und den König von Navarra umzubringen; allein sie ruften einmüthig, daß sie, wenn es so des Königs Wille sey, den Tod mit standhaftem Gemüthe erleiden wollten; eine solche Schinderei könnten sie ohnedieß nicht länger mit ansehen; sie baten inständig um Nachlaß der Tortur, fügten aber hinzu, daß sie, im Vertrauen auf

die Barmherzigkeit Gottes, entschlossen wären, viel eher die grausamsten Schmerzen zu erdulden, als solch eine Beschimpfung auf sich zu laden, und sich durch eine Lüge zu diesem Bubenstück zu bekennen. Ihre ersten Richter hörten ihr Schreien und ihre Vertheidigung nicht ohne Furcht vor der Stimme des Publikums, und glaubten sich durch Verurtheilung dieser Unschuldigen zu brandmarken; man sezte daher in aller Eil neue Richter an ihre Stelle. Diesen ward ein Henker und ein Sekretär, die man am geschicktesten dazu glaubte, beigesellt. Brigmalde und Kavannie, durch V.rdrehungen ihrer Aussage verurtheilt, und eben so schnell auf dem grösten Plaz der Stadt, und im Angesicht vieler tausend Menschen zum Galgen geschleppt. Zu diesem Schauspiel führte die Königin Mutter den König, ihre übrigen Söhne und den Navarrer hin. Da man es zu diesem lezten Akt für nothwendig hielt, daß Brigmalde, vor dem ganzen Volke, den König um Verzeihung bitte, so wurden einige unter der Hand an ihn geschickt, die ihm an die Hand geben sollten, es stünde in seiner Gewalt, sein Leben ohne Schwierigkeit zu erkaufen; der König sey von Natur gütig und mitlei-

leidig, wenn er ihn um Vergebung bäte und seine Verbrechen gestünde, so werde er diese Vergebung leicht erhalten. Allein Brigmalde antwortete mit Standhaftigkeit und Seelengröße: Nicht ihm, sondern dem Könige gebühre es, um Vergebung dieser Schuld, und zwar zu Gott zu flehen, er, für seine Person, könne das nie thun, weil er sich keines Verbrechens, keines Lasters bewust sey, wozu er Gott zum Zeugen rufe; er bitte aber dennoch Gott, den König nicht zu strafen.

Sofort warf der Henker zween der angesehensten und berühmtesten Männer den Strick um den Hals; sie wurden von der Leiter herabgestoßen und gehenkt. Zu gleicher Zeit henkte man den Strohmann, der den Admiral vorstellte, auf eine umgekehrte Art und nach einem verkehrten Verfahren, indem er erst umgebracht, und hernach verurtheilt wurde.

In allen Städten geschahen zwar schreckliche Metzeleien, aber die zu Lyon übertraf alle andern an barbarischer Unmenschlichkeit.

Auf die vom Hof erhaltene Depeschen, ließ Mandelot, der Gouverneur dieser Stadt, zuerst durch einen Herold und Trommelschläger verkündigen, daß sich alle Religiosen in seinem Hause einfinden sollten; sie kamen ohne Ver-

zug zu ihm, und er befahl ihnen, sich von den Schergen ins Gefängniß führen zu lassen; sie gehorchten und folgten den Schergen, die sie, wegen ihrer Anzahl, in verschiedene Kerker vertheilten.

Darauf befahl Mandelot dem Scharfrichter der Stadt, mit einigen Gehülfen, alle die in den Gefängnissen saßen, hinzurichten. Dieser aber antwortete: er richte nur gesetzlich Verurtheilte und zwar öffentlich, zu dieser Mordthat möge man sich also einen andern Mörder suchen.

So wie Mandelot des Scharfrichters Weigerung hörte, befahl er den Soldaten, die in der Zitadelle in Besatzung lagen, den Mord zu verrichten. Die Soldaten antworten: es sey unter ihrer Würde, gegen Gefesselte und Bittende die Waffen zu führen; wenn sie irgend einen Aufruhr angezettelt, oder jemand beleidigt hätten, so würden sie willig gegen sie kämpfen. Da sich nun Mandelot auch von diesen abgewiesen sah, warb er die Matrosen und Fleischer. Diese stürzten alsobald in die Gefängnisse mit Messern und Beilen, und hackten denjenigen, die ihnen mit aufgehobenen Händen zu Füssen fielen, und alle göttliche

und

und menschliche Barmherzigkeit anflehten, aus Muthwillen Finger und Hände ab. In der ganzen Stadt war ein solches Geschrei und Geheul der Weiber und Kinder zu hören, daß Tausende der Papisten diese Grausamkeit verfluchten, und nicht glaubten, daß Menschen, sondern wilde Thiere in Menschengestalt in den Gefängnissen wütheten.

Es ist allgemein bekannt, daß viele schwangere Weiber vor Entsetzen unzeitig gebohren haben, und aus dem Hofe des Kerkers, der der erzbischöfliche heißt, floß auch das warme und rauchende Blut durch die nächsten Strassen, und bei hellem Tage zum Schauder aller derer, die es sahen, in den Fluß.

In diesem erzbischöflichen Kerker befand sich auch ein alter Mann, mit Namen Franz Kolluzie, ein Hutfabrikant von Profession, und mit ihm zugleich seine zween erwachsene Söhne, die er sorgfältig in der Religion unterrichtet hatte. Dieser, da er die Fleischer mit aufgehobenen Aexten auf sich zukommen sah, ermahnte seine Söhne, den ihnen von Gott angebotenen Tod nicht auszuschlagen, und fügte hinzu: es sey dieß von jeher das Schicksal

der

der christlichen Religion, und solche Opfer wären in der Kirche ganz gewöhnlich.

Die Christen wären in allen Jahrhunderten unter den Menschen, wie Schafe unter den Wölfen, wie Tauben unter den Geiern gewesen, und würden es bis ans Ende der Welt seyn. Darauf umarmte der Greis beide Söhne, und indem er mit ihnen auf seine Knie fiel, und mit lauter Stimme Gottes Barmherzigkeit anrief, ward er von den Fleischern, samt seinen Söhnen niedergemetzelt, und noch lange hernach gaben ihre drei fest in einander geschlungenen Körper vielen Menschen ein rührendes Schauspiel. Indeß ließ Mandelot, zum Spaß, wie es schien, durch einen Herold ausrufen: daß niemand in der Stadt morden solle, er verspreche demjenigen hundert Pfund, der den Urheber der Grausamkeiten anzeigen werde. Dennoch hörte das Rauben und Morden noch nicht auf.

Tags darauf, den ersten September, ward der gröste Theil der Leichname in den Fluß geworfen, die übrigen ließ Mandelot, um Aug und Herz an dem blutigen Schauspiele zu weiden, durch Schiffe an das jenseitige Ufer

schaffen

schaffen, und auf den grünen Rasen, neben der Abtei Estra henken. Dort sättigten die Lyoneser, und besonders die Italiener, wovon diese Stadt, des Handels wegen, wimmelte, ihre Augen; erlaubten sich alle mögliche Beschimpfungen gegen diese Hausen von todten Körpern, und übten ihre Grausamkeiten nicht allein gegen die Lebendigen, sondern auch gegen die Todten aus. Damals trug sich etwas zu, das wegen seiner barbarischen Unmenschlichkeit des Aufbewahrens würdig ist.

Zu diesem Schauspiele kamen auch einige Apotheker, und bemerkten unter den Hausen Todten auch einige fette Körper; sie gingen alsobald zu den Fleischern, und sagten ihnen, daß man Menschenfett zu Arzeneien brauche, und sie sich etwas damit verdienen könnten. Die Fleischer machten sich hurtig über die Leichen her, lasen die Fettesten aus, schnitten sie mit ihren Messern auf, und verkauften den Apothekern das herausgerissene Fett um baares Geld.

Während sich dieß zu Lyon zutrug, bekam der König Nachricht, daß viele Religiosen aus den andern Städten, mit Hinterlassung ihrer Weiber und Kinder entflohen, und viele andere

bei ihren Freunden verborgen wären; er befahl also, sie durch glatte Worte wieder zurück zu bringen. In Briefen, die er überall hinschickte, betheuerte er, daß er diese unmenschlichen Metzeleien höchst mißbillige, und er werde auch alles anwenden, daß diese Grausamkeiten auf das schärfste geahndet würden; wenn auch der Admiral mit wenigen Schuldigen sich verschworen und geheime Plane ausgekocht hätte, so sey es doch unbillig, daß die den wenigen geziemende Strafe, auf das Haupt so vieler Unschuldigen falle. Viele ließen sich durch diese Briefe des Königs, und durch jene der Distriktsverwalter betrügen, und kamen in ihre Städte zurück, wie vorzüglich die Rocheller, die Diepper und Thouleuser; allein kaum waren zwei Tage vorüber, so befahl man ihnen, ins Gefängniß zu gehen, wo sie eingesperrt wurden. Dann schickte man Henker aus dem niedrigsten Pöbel auf sie, die sie mit allen möglichen Martern umbrachten. Das Morden, Wüten und Plündern dauerte in ganz Frankreich mehr als dreißig Tage. Daher zählte man auch schon der Witwen, unmündigen Kinder, die alle von guter Herkunft waren, allein jetzt ein irrendes und dürftiges Leben führen, an Hunderttausend.

Um

Um diese Zeit ließ der König eine Verordnung ergehen, daß alle, die ein Amt oder Würde bekleideten, solcher verlustig seyn sollten, wenn sie anders nicht schleunig zum katholischen Glauben übergingen, und in jeder Stadt, in jedem noch so elenden Dorfe, musten alle Religiosen der Messe beiwohnen, oder sich auf der Stelle tödten lassen. Ja, an einigen Orten geschah es, daß diejenigen, die durch so ein unverhoftes und plötzliches Unglück bestürzt gemacht waren, die Religion abschworen, und dennoch bald darauf umgebracht wurden. Indessen es so in allen Städten zuging, schickte der König in alle Gegenden Boten und Briefe, und ließ zugleich durch Trompeter bekannt machen, er geruhe nun den Frieden zu befehlen, und wenn auch der reformirte Gottesdienst öffentlich nicht gehalten werden könnte, so würde doch jeder, innerhalb seiner Mauern, um so mehr Gewissensfreiheit haben, und sein Eigenthum verschont bleiben. Darauf ließ er, der vor wenig Tagen allen Gouverneurs der Provinzen durch Briefe bekannt machte, daß der Admiral, sein Vetter, zu seinem großen Leidwesen, vom Guise umgebracht worden, und daß er selbst in der grösten Gefahr gewesen sei, durch Herolde ausrufen, daß der lasterhafte

und schändliche Admiral auf seinen Befehl umgebracht worden sey. Er, der die völlige Gewissensfreiheit durch mehrere Edikte bestätigt hatte, entsetzte ihre Bekenner nicht allein ihrer Aemter und Würden, sondern schrieb ihnen auch eine Abschwörungs- und Verfluchungsformel ihrer Religion vor.

Zu mehrerer Beglaubigung dessen, folgen hier treue Kopien der Briefe, Edikte, und der Abschwörungsformel.

Formel der Abschwörung der Ketzerei; ingleichen ein Glaubensbekenntniß, daß diejenigen thun mußten, die vom Glauben abgefallen waren, und in den Schooß der Kirche wieder aufgenommen werden wollten. Gedruckt zu Paris, bei Nikolaus Roffet, in der Mariengasse beim Saturn.

Dieß ist die Abschwörung, die alle unterterschreiben müssen, die noch in Frankreich sind, um sich das Leben zu retten.

Besonders jene, die von dem Glauben abgefallen waren, müssen, wenn sie in dem Schoß der Kirche wieder aufgenommen werden wollen, ihre Pfarrer und Vikarien ersuchen, damit diese erkennen, was mit ihnen vorzunehmen sey; dann sollen sie zu ihrem hochwürdigen Bischof und Diözesan, und zu seinem Vikar geschickt werden, daß sie folgende Abschwörungs- und Bekennungsformel hersagen.

Ich N., gebürtig aus N., Diözes N.; wohnhaft zu N., der ich durch Gottes Gnade den wahren katholischen und apostolischen Glauben erkenne, von dem ich, durch meine Schuld, seit N. Jahren abgefallen bin, bekenne: daß ich, begierig in den christlichen Schafstall zurückzukehren, alle lutherische, kalvinische, hugenotische und andere Ketzereien, womit ich zeither befleckt war, abgeschworen habe, und auch

auch nun vor dir, Herr und Vorsteher, abschwöre; ich bekenne mich zu dem wahren Glauben unserer Mutter, der Kirche, und bitte dich, im Namen Gottes und seines Sohnes Jesus Christus, und der glorwürdigsten Jungfrau Maria und aller Heiligen des Paradieses, mich in die Heerde und den Schafstall des Volkes Gottes wieder aufzunehmen, das unter der Herrschaft des Pabstes lebt, welchen unser Herr Jesus Christus zum Stadthalter in eben dieser Kirche bestellt hat, und verspreche, gern bereit zu seyn, alle Strafen zu ertragen und geduldig zu leiden, die du mir zur Vergebung meiner, während meiner Ketzerei begangenen Sünden, aufzulegen für gut befinden wirst. Um Vergebung dieser Sünden bitte ich Gott, und diese Kirche und dich, den Gott zum Hirten erwählt hat, und bitte dich um Lossprechung und eine solche Buße, die du zu meiner Sünden Genugthuung für hinlänglich halten wirst. Damit du siehest, daß diese Abschwö-

rung mir vom Herzen geht, bekenne ich überdieß vor Gott und vor dir, daß ich glaube, was in dem Glaubensbekenntnisse der Apostel und des heiligen Anastasius, und allen denjenigen enthalten ist, die ehemals von den Konzilien der katholisch-apostolischen und römischen Kirche, bekannt gemacht, gebilligt und angenommen wurden, und deren sich die heilige römische Kirche in der Messe bedient, nämlich: Ich glaube an einen Gott, allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erde, und aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge. Ich glaube an den einigen Herrn Jesum Christum, Sohn der Jungfrau Maria, von dem Vater von Anbeginn der Zeiten geboren, Licht von Licht, wahrer Gott und wahrer Mensch geboren, nicht erschaffen, dem Vater gleich, durch den alles erschaffen ist, der wegen uns Menschen und unsers Heils vom Himmel herabstieg, und empfangen ist vom heiligen Geist, der von der Jungfrau Maria Fleisch annahm, Mensch

gewor-

geworden, für uns gekreuzigt, unter Pontius Pilatus gelitten und begraben, am dritten Tage, der Schrift gemäß, wieder auferstanden und aufgefahren ist gen Himmel, sitzend zur Rechten des Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten, und dessen Reich kein Ende nehmen wird. Ich glaube an den heiligen Geist, der vom Vater und dem Sohne ausgeht, mit Vater und Sohn zugleich angebetet und gepriesen wird, und durch die Propheten geredet hat; an eine heilige, katholische und apostolische Kirche. Ich glaube an die Taufe, und erwarte die Auferstehung der Todten und das ewige Leben. Ich glaube überdieß, erkenne und bekenne alles, was so wohl in den Büchern des alten als des neuen Testaments enthalten ist, nämlich in denjenigen, die die heilige katholische apostolische und römische Kirche, nach der Auslegung und Erklärung der heiligen Väter angenommen hat, und verwerfe alle andere

Auslegung als falsch und irrig. Ich erkenne, daß die sieben Sakramente dieser katholisch-apostolischen und römischen Kirche, von unserm Herrn Jesus Christus eingesetzt worden, wenn auch nicht allen alle zu ertheilen sind; ich erkenne nämlich folgende sieben für Sakramente: Taufe, Firmelung u. s. w.; ich erkenne, daß diese Sakramente uns die Gnade ertheilen, die Taufe, Firmelung und Priesterweihe aber, ohne Sünde nicht können erneuert werden. Ich erkenne, daß diese Sakramente die nämliche Kraft haben, wie es die Kirche lehrt, und daß die Form und die Zeremonien, unter welchen sie den Christen gereicht werden, heilig und nothwendig seyn. Ich erkenne überdieß, daß die heilige Messe ein Opfer des wahren Leibes und Bluts Jesu Christi, unter der Gestalt des Brodts und Weines sey, und daß das Wesen des Brods und Weines unter jenen Gestalten auch die Kraft der konsekrirenden Worte, die der Priester ausspricht, in die

Sub-

Substanz des Leibes und Bluts Jesu Christi, umgeändert werden, obgleich die Eigenschaften und Zufälligkeiten, in den nämlichen Gestalten, auch nach geschehener Konsekration bleiben. Ich erkenne überdieß und bekenne die Konkomitenz, d. h. daß die ganze, d. i. der Leib Jesu Christi unter der einzigen Gestalt des Brodes empfangen, auch zugleich das Blut Jesu Christi mit empfangen wird. Ich bekenne, daß die Vorbitte der Heiligen für Lebende und Todte, den Christen heilig, fromm und heilsam, und auf keine Art wider die Ehre Gottes sey; auch daß die in der Kirche abgehaltenen Gebete für die abgestorbenen Gläubigen, ihnen zum Nachlaß und Verminderung der Strafen dienen, die sie wegen ihrer Sünden leiden. Ich glaube ein Fegfeuer, wo die Seele wird aufgehalten, und durch das Gebet der Gläubigen geholfen werden. Ich bekenne, daß die Heiligen, die mit Jesu Christo herrschen, anzurufen und zu verehren seyn; daß

sie bei Gott für uns bitten, und daß ihre Reliquien andächtig zu verehren seyn, daß die Gebote und Ueberlieferungen der katholisch = apostolisch- und römischen Kirche, so wohl die zur Form und den Zeremonien der göttlichen Verehrung, als zur Zelebrirung gehören, dem christlichen Volke nützen, um die Gemüther zu erbauen, und zu ihrem Gott zurückzuführen, als da sind: Fasten, Enthaltung von Speisen, Feier der Festtage, und was zur kirchlichen Polizei gehört, der Tradition der Apostel und Kirchenväter gemäß; die von den ersten Zeiten bis auf unsere Tage aufbewahrt und fortgesetzt, und durch die Statuten der Konzilien in die Kirche eingeführt worden sind, die ich für heilig und fromm halte, und denen ich, als vom heiligen Geist diktirt und vorgeschrieben, gehorchen will und muß. Gleichfalls glaube ich und bekenne alle Artikel der Erbsünde und Reinigung. Ich glaube und behaupte, daß wir die Bilder Christi, seiner

hei-

heiligen Mutter und der Heiligen behalten, und ihnen Verehrung erweisen sollen. Ich bekenne, daß die Kraft der Ablässe von Christus in der Kirche zurückgelassen worden, und daß ihr Gebrauch sehr heilsam sey; ich bekenne, daß die römische Kirche die Mutter und das Haupt aller Kirchen sey, und vom heiligen Geist regiert werde, und daß alle besondere Eingebungen, die einige vorgeben, und die gegen die römische Kirche sind, Einflüsterungen des Teufels sind, des Fürsten der Uneinigkeit, und der die Vereinigung des mystischen Körpers des Welterlösers zu zerstören trachtet. Endlich verspreche ich, alles treulich zu halten, was jüngst von dem tridentinischen Konzilium festgesetzt worden ist, und verspreche Gott und dir, daß ich nie von der katholisch-apostolischen und römischen Kirche abfallen werde, und wenn ich es thäte, was Gott verhüte, so unterziehe ich mich den Strafen, die

der

der Kanon der Kirche denjenigen auferlegt, die Apostaten werden. Und diese Abschwörung und Glaubensbekenntniß habe ich unterzeichnet.

N.

Ende.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pibrac, Guy DuFaur de,

Hotmann's und Pibrac's zweier berühmten Augenzeugen wahrhafte und simple Erzählung der Französischen Bluthochzeit

Frankfurt ; Leipzig 1794

Gall.g. 479
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10417863-7
VD18 12050563